

Nokomis

Karl Knortz

GR102
.K75 10

Library of



Princeton University.

Elizabeth Foundation.

1886
/c 26 T

Aokomis.

Märchen und Sagen

der

nordamerikanischen Indianer.

Wiedererzählt

von

Karl Knorh.

•••••

Zürich 1887.

Verlags-Magazin

(J. Schabelig).

Druck von J. Schabelis, Zürich.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
1. Vom Prairiewolf	1
2. Entstehung der Lachse	3
3. Entstehung des Feuers	4
4. Wie die Prairiewölfe mit den Sternen tanzten	5
5. Die Füchse und die Sonne	6
6. Gard	7
7. Wie die Fische im Clear Lake (Californien) entstanden sind	8
8. Wie der rothe Mabafter entdeckt wurde	9
9. Wie Sonne und Mond entstanden sind	10
10. Das große Feuer	10
11. Cosmogonie der Schastikas	11
12. Cosmogonie der Schomawis	12
13. Der Löwe und die Katze	12
14. Erschaffung und Sündenfall des Menschen	14
15. Nitut und Nototowi	16
16. Bestattung der Todten	17
17. Der Bär und das Reh	17
18. Entstehung des Feuers	19
19. Der alte Menschenfresser	20
20. Erschaffung des Menschen	20
21. Tutosanna	23
22. Tiffyat	23
23. Entstehung der Berge	24
24. Cosmogonie der Palligawonaps	25
25. Die Sonne und der Prairiewolf	26
26. Vom Unglück, eine Schwiegermutter zu haben	26
27. Weshalb die Senecas mit der Kröte Freundschaft schlossen	30
28. Cosmogonie der Senecas	33
29. Das hüngrige Ehepaar	35
30. Entstehung des Hufeisenfalles am Niagara	36
31. Die Zerstreung der Stämme und der erste Medicinmann	37
32. Wie das Sternbild des Drachen und des Saturn mit seinen Monden entstand	40
33. Das weiße Boot des Niagara	41
34. Eine Sage der Nages	42
35. Die indianische Mammuth-Sage	43
36. Kahlanno	45

5-25-44 - EPL

GR 102
K75

	Seite
37. Eine Sage aus Texas	49
38. Tävi und Tawats	51
39. Matcito	53
40. Wie die verschiedenen Sprachen entstanden sind	53
41. Des Hundes Rache	54
42. Wie das Echo entstand	55
43. Wie Ta-wots mit der Sonne kämpfte	58
44. Die So-fus-wai-um-äts	63
45. Der Knabe und die Wallnüsse	67
46. Die Donnerer	69
47. Ein Unheilstifter	72
48. So-geh-jo-wa	76
49. Wie der Hase den Fischotter nachahmen wollte	79
50. Noch eine Hasengeschichte	81
51. Der Ursprung der Frösche, Krebse und Blutegel	81
52. Eine Hasengeschichte	84
53. Das Nebhun und sein wunderbares Wigwan	85
54. Des Steinriefen Herausforderung	86
55. Die Zwerge und die Jäger	87
56. Ein Schweinmensch	88
57. Weshalb der Chipmunk schwarze Streifen auf dem Rücken hat	88
58. Wie die Sterne entstanden	89
59. Der Todtentanz	90
60. Wie Guskap die bösen Indianer in Klapperschlangen verwandelte	92
61. Unter den Donnergeistern	92
62. Der Stiefsohn	93
63. Der Knabe und seine Großmutter	95
64. Der todt Jäger	97
65. Mysteriöser See	98
66. Eine Schlangengeschichte	101
67. Großkopf	101
68. Nefte und Onkel	104
69. Der Ursprung der Zauberei	107
70. Wie die Seneca's ihre Wunden heilen	108
71. Die Frau des Steinriefen	109
72. Der Krieger und die Zwerge	110
73. Die Wiffion der Zwerge	111
74. Der Hasenfuß	112
Indianische Anekdoten	119

Aokomis.

Fabeln und Märchen der nordamerikanischen Indianer.

Wiedererzählt von Karl Knorß.

1.

Vom Prairiewolf.

Vor vielen, vielen hundert Jahren saß Kareya, der große Geist der Karoks in Californien, auf dem heiligen Stuhle und erschuf die Welt. Zuerst erschuf er die Fische im Ocean, dann die Thiere auf dem grünen Lande und zuletzt den Menschen. Aber die Thiere waren sich damals an Kraft und Stärke ähnlich und es war daher auch noch unbestimmt, welche von ihnen zur Nahrung der andern Thiere und der Menschen dienen sollten. Deshalb rief sie einst Kareya zur bestimmten Zeit an einem angegebenen Orte zusammen und ersuchte den Menschen, einem jeden seine Rangstufe anzuweisen.

Die Thiere versammelten sich nun zur Zeit des Sonnenuntergangs, um gemeinschaftlich den nächsten Tag und die Ankunft des Menschen zu erwarten. Nun befahl Kareya dem Menschen, so viele Bogen und Pfeile zu machen als Thiere da seien, und dann die stärkste Waffe denjenigen zu geben, welche in Zukunft die meiste Kraft besitzen sollten. Dasjenige Thier, welches den schwächsten Bogen erhielt, sollte auch die wenigste Kraft besitzen.

Die Thiere legten sich nun zeitig schlafen, um recht früh am nächsten Morgen dem Menschen entgegengehen zu können. Der Coyote oder Prairiewolf, welcher damals schon das schlaueste von

allen Thieren war, dachte nun die ganze Zeit darüber nach, wie er sich den längsten Bogen verschaffe, damit er in Besitz der höchsten Kraft käme und alle andern verpeisen könne. Er beschloß also, die Nacht über wach zu bleiben und sich am nächsten Morgen vor allen andern den gewünschten Bogen zu holen. Dieser Plan kam ihm selber so schlau und ausgezeichnet vor, daß er sich heimlich Beifall zulächelte. Er legte also seine Schnauze auf die beiden Vorderklauen und that, als ob er schlief. Aber gegen Mitternacht ward er doch schläfrig und sah sich gezwungen, mehrmals im Lager umherzugehen und seine Augen beständig zu reiben, damit er wach bleibe. Doch er konnte, so sehr er auch herumsprang, sich des Schlafes nicht erwehren und als der Morgenstern erschien, war es ihm unmöglich, die Augen noch länger offen zu halten. Er nahm daher zwei kleine Hölzchen, welche er unten und oben zugespitzt hatte, und steckte sie zwischen seine Augenlider. Nun glaubte er, er wäre sicher und könne sich ruhig ein kleines Schläschen gönnen. Doch dabei fielen ihm die Augen fest zu und jene Hölzchen drangen durch seine Lider und hefteten sie zusammen.

Als der Tag anbrach und die Vögel sangen und sich die andern Thiere zum Aufstehen ansickten, lag er noch da, als sei er todt. Der Mensch erschien und gab den längsten Bogen und somit auch die höchste Kraft dem Kaguvar; den zweitlängsten erhielt der Bär und so ging es weiter bis zum armen Frosche, welcher sich mit dem zweitkürzesten begnügen mußte. Als er nun noch den kürzesten in der Hand hielt, rief er: „Welches Thier habe ich übergangen?“ Die Thiere blickten sich um und sahen, wie der Prairiewolf noch in festem Schlafe dalag und wie ihm die Augenlider zusammengeheftet waren. Unter großem Gelächter hoben sie ihn nun auf und führten ihn, da er nicht sehen konnte, dem Menschen zu. Derselbe zog die spitzen Hölzchen heraus und gab ihm den kürzesten Bogen nebst einem Pfeile, der kaum einen Fuß lang war. Darauf lachten die Thiere noch mehr.

Doch es dauerte den Menschen, daß der Coyote noch schwächer war als der Frosch und er flehte deshalb zu Kareya, der ihm darauf zehn Mal mehr Schlaueit gab, als er zuvor besaß. Seit jener Zeit war der Prairiewolf dem Menschen sehr zugethan und that viele Dinge für ihn.

2.

Entstehung der Lachse.

Als Kareya alle athmenden Geschöpfe in's Leben gerufen hatte, erlaubte er den Fischen anfangs nicht, das große Wasser zu verlassen und den Klamathfluß hinaufzuschwimmen. Da war nun unter den Karok-Indianern große Noth, denn sie hatten nicht genug zu essen. Im großen Wasser gab es allerdings Fische genug, aber dort konnten sie keine fangen. Auch hatte Kareya an der Mündung des Klamath einen großen Fischdamm gebaut und denselben fest verschlossen, damit ja kein Lachs durchschwimmen konnte. Die Schlüssel dieses Dammes hatte er zwei alten Frauen zum Aufheben gegeben und dieselben bewachten ihn Tag und Nacht, damit ihn kein Indianer stehle.

Nun brach unter den Karoks eine große Hungersnoth aus und die Frauen und Kinder starben dahin, wie die Fliegen in einer kalten Nacht. Doch da der Coyote den Karoks freundlich gesinnt war, so beschloß er, dafür zu sorgen, daß die Lachse in den Klamath schwimmen konnten. Er nagte darauf die Rinde einer Erle, welche, wenn abgeschält, eine röthliche, an den Lachs erinnernde Farbe annimmt, ab, nahm sie zwischen seine Zähne und lief damit zur Wohnung der alten Frauen. Dort klopfte er an und als sie öffneten, sprach er „*Ni-yu-kovoi!*“ denn er war sehr höflich. Die alten Frauen wunderten sich durchaus nicht darüber, daß der Coyote sprechen konnte, denn damals konnten noch alle Thiere sprechen. Sie baten ihn nun, hereinzukommen und sich am Feuer niederzulassen. Dies that er denn auch und fuug, nachdem er Platz genommen hatte, an, seine Erle-rinde zu benagen. „Sieh da, er ißt einen Lachs,“ sprach darauf die eine zu der andern, nahm dann den Schlüssel und eilte fort, um sich ebenfalls einige Fische zu holen. Bei dieser Gelegenheit sah der Coyote, wo der Schlüssel gewöhnlich aufbewahrt wurde; aber es nützte ihn nichts, denn der Platz war zu hoch für ihn.

Darauf kochten die beiden Weiber Lachse und aßen, aber dem Gaste gaben sie nichts davon. Derselbe blieb die Nacht in der Hütte der Frauen und sann beständig auf Mittel und Wege, wie er sich in den Besitz des Schlüssels setzen konnte. Als nun am nächsten Morgen wieder Eine mit dem Schlüssel nach der Flußmündung ging, sprang

er ihr schnell zwischen die Füße und warf sie um, bei welcher Gelegenheit sie den Schlüssel weit von sich schleuderte. Nun ergriff er denselben, lief damit zum Fischdamm und schloß ihn auf, ehe ihn die alte Hexe erreicht hatte. Seit jener Zeit schwimmen zahllose Lachse im Klamath und den Karoks hat es niemals an Speise gefehlt.

3.

Entstehung des Feuers.

Der Karok-Indianer hatte Wildpret und Fische genug, leider aber konnte er sie nicht kochen, denn es fehlte ihm an Feuer. Kareya hatte zwar Feuer erschaffen, aber er hielt es in einem Kästchen versteckt, das er, damit es kein Indianer stehle, zwei alten am Aufgange der Sonne wohnenden Weibern zum Aufbewahren gegeben hatte. Nun war aber bekanntlich der Prairiewolf mit den Karoks sehr befreundet und versprach ihnen das Feuer zu holen.

Er versammelte eine Anzahl Thiere um sich, in der alle Größen und Gattungen vom Löwen bis zum Frosche vertreten waren. Dieselben stellte er nun in einer Reihe auf, die von der Heimath der Indianer bis zum Orte des Feuers reichte und zwar so, daß das kleinste in der Nähe des Dorfes, das größte aber in der Nähe des Feuers stand. Darauf nahm der Prairiewolf einen Indianer mit sich, versteckte ihn hinter einem Hügel und ging dann allein nach der Wohnung der Weiber. Nachdem er angeklopft hatte, trat eine Frau heraus und er sprach zu ihr: „Guten Abend!“

„Guten Abend!“ erwiderte sie.

„Es ist ein kalter Abend; willst du mich nicht ein Bißchen am Feuer sitzen lassen?“

„Komm herein!“

Darauf ging er in ihr Wohnhaus und streckte sich in der Nähe des Feuers nieder. Nachdem er sich eine Zeitlang gewärmt hatte, legte er seine Schnauze auf die Vorderfüße und that, als ob er schlief. Dabei beobachtete er aber unbemerkt die alten Weiber und sah, daß dieselben weder in der Nacht noch am Tage die Augen schlossen.

Am nächsten Morgen nun ging der Prairiewolf zu dem Indianer, den er hinter dem Hügel verborgen hatte und sagte ihm, er

solle einen Angriff auf die Hütte machen, als ob er das Feuer darin stehlen wolle. Dann ging er wieder zurück und die beiden Frauen ließen ihn auch wieder ein, da sie nicht im Entferntesten daran dachten, daß ein Prairiewolf Feuer stehlen könne.

Als der Indianer seinen Angriff machte, stürmten ihm die Weiber entgegen und während dieser Zeit stahl der schlaue Prairiewolf eiligst einen Feuerbrand und lief damit fort. Doch eine der Frauen sah die Funken fliegen und eilte ihm nach. Der Prairiewolf lief so schnell er nur konnte, aber das alte Weib war auch nicht langsam und würde ihn früher eingeholt haben, wenn er nicht noch zur rechten Zeit den Löwen erreicht und ihm den Feuerbrand gegeben hätte. Derselbe lief damit bis zu dem nächsten Thiere und so ging es weiter bis zum Ferkelkaninchen. Dasselbe lief so schnell damit, daß sein Schwanz Feuer fing. Es legte denselben darauf auf den Rücken und brannte sich so den schwarzen Fleck, den es heute noch hat. Zuletzt kam die Reihe an den Frosch, aber da dies arme Thier nur hüpfen, aber nicht laufen konnte, so öffnete ihm das Ferkelkaninchen den Mund weit und warf ihm den Feuerbrand hinein. Nun hüpfte der Frosch so weit er konnte, aber bald hatte ihn das Weib ergriffen und ihm den Schwanz abgerissen. Seit jenem Tage sind alle Frösche schwanzlos. Doch der Frosch hüpfte noch zur rechten Zeit in's Wasser, schwamm darunter, so lange er Athem anhalten konnte, fort und spuckte schließlich das Feuer in einen Treibholzstamm. Dort ist es nun seit jener Zeit sicher gewesen und wenn nun ein Indianer Feuer braucht, so darf er nur zwei Stücke jenes Holzes zusammen reiben und es kommt bald zum Vorschein.

4.

Wie die Prairiewölfe mit den Sternen tanzten.

Da der Prairiewolf ausgefunden hatte, daß er klüger und schlauer als jedes andere Thier war, so vermaß er sich zuletzt, Dinge zu thun, die selbst für Kanya unmöglich waren. Ja, er ward zuletzt so eingebildet, daß er glaubte, er könne mit den Sternen tanzen und er suchte einst einen derselben, in die Nähe eines hohen Berges zu

fliegen, um ihn von dort aus mitzunehmen. Der Stern lächelte heimlich, aber am nächsten Abend näherte er sich dem bezeichneten Berge, ergriff das eitle Thier und flog mit ihm durch den ganzen Himmel. Doch der Prairiewolf ward dieses Tanzes bald überdrüssig und die Zeit, bis der Stern wieder in die Nähe des Berges kam, dauerte ihm viel zu lange. Er sah hinab auf die Erde und da dieselbe scheinbar sehr nahe war, so ließ er seinen Mittänzer los und sprang hinab.

Armer Prairiewolf! Es dauerte zehn Winter bis er unten ankam und als er die Erde berührte, war er so platt wie eine Weidenmatte.

Ein anderer Prairiewolf wollte sich jedoch durch dieses Beispiel nicht abschrecken lassen und ebenfalls mit einem Sterne durch den Himmel tanzen. Der Stern suchte ihn nun zu bereben, von seinem thörichten Vorhaben abzustehen, aber das dumme Thier nahm keine Vernunft an. Jeden Abend, wann sich der Stern einem hohen Berge näherte, fing er an zu bellern und setzte dies so lange fort, bis ihm endlich der Stern erlaubte, auf ihn zu springen. Der Prairiewolf that nun einen gewaltigen Sprung und erreichte auch den Stern, jedoch nur mit einer Pfote. Nun ging's munter durch den blauen Himmel; aber bald ging's dem Prairiewolf zu schnell und er bat den Stern, einzuhalten, damit er sich ein wenig ausruhen könne. Aber derselbe erwiderte, Kareya erlaube ihm nicht, sich unterwegs aufzuhalten, sondern er müsse beständig weiter ziehen. Nun versuchte der Prairiewolf, sich auf den Stern zu setzen, um zu reiten; aber derselbe war viel zu klein. Er mußte also nothgedrungen weiter tanzen und dabei fiel ein Stück nach dem andern von seinem Körper auf die Erde, bis zuletzt nur noch eine Klaue am Stern hängen blieb.

5.

Die Füchse und die Sonne.

Vor langer Zeit versammelten sich die Füchse und organisirten eine Verschwörung gegen die Sonne, mit welcher sie nicht mehr zufrieden waren. Zwölf ihrer Tapfersten und Schlauesten wurden

beauftragt, die Ungerechtigkeiten des Tagesgestirnes zu rächen. Dieselben flochten nun sehr starke Seile und warteten, bis die Sonne bei ihrem Untergange die Spitze eines gewissen Berges berührte. Dort banden sie sie fest und würden sie sicherlich nicht bis auf den heutigen Tag freigegeben haben, wenn nicht eine Abtheilung Indianer gekommen wäre und die Füchse erschossen hätte. In der Zwischenzeit hatte jedoch die Sonne eine große Schlucht in den Berg gebrannt, die noch auf den heutigen Tag zu sehen ist.

6.

Gard.

Vor vielen, vielen Jahren lebte ein Hupa-Indianer mit Namen Gard. So weit wie der Adler fliegen konnte, war er berühmt wegen seiner Friedensliebe und Ehrlichkeit.

Er reiste oft umher, um die Mitglieder seines Stammes zu belehren. „Hasset das Blutvergießen und liebet den Frieden. Alle neuen Herzen sollen nur ein einziges sein und dann wird euch der „Mann oben“ aufrichten wie ein Fels auf einem Berge. Die Wälder werden euch Wild und die Flüsse Lachse in Hülle und Fülle liefern.“

Solche Lehren gefielen den Leuten und sie kamen daher aus weiter Ferne zu ihm, um seine Weisheit zu hören.

Nun begab es sich, daß einst Gard außergewöhnlich lange von seinem Wigwam fernblieb, so daß sein Bruder befürchtete, es habe ihn ein wildes Thier zerrissen. Er rief darauf seine Freunde zusammen und dieselben durchsuchten nun alle Berge, Thäler und Wälder nach ihm. Da jedoch nirgends eine Spur von ihm zu entdecken war, so ging Einer nach dem Anderen wieder nach Hause und Gard's Bruder sah sich zuletzt nur noch allein im Walde.

„Gard, Bruder!“ rief er, „wenn du im Lande der Geister weilest, so sprich doch ein Wort zu mir mit der Stimme des Windes, damit sich mein Herz beruhige!“

Gleich darauf stand Gard vor ihm; ob er auf einmal vom

Himmel gefallen oder aus dem Boden hervorgegangen war, vermochte der Bruder nicht anzugeben.

„Höre,“ sprach er, „ich bin im Lande der Geister gewesen, und habe den „großen Mann oben“ gesehen. Ich habe nun den Supas eine Botschaft zu bringen und werde mich darnach wieder in jenes Land zurückbegeben.“

„Der „große Mann“ befiehlt den Supas, unter sich und mit den Nachbarn in Frieden zu leben. Reinigt nun eure Herzen und gebt nie mehr darin den Rachegeanken Raum. Färbt eure Pfeile nie mehr mit dem Blute eurer Brüder. Alsdann wird der „große Mann“ die Zahl eurer Nachkommen in's Unendliche vermehren.“

„Sobald euch nicht mehr nach dem Blute eurer Feinde dürftet, dann gehet hin und tanzet den heiligen Friedenstanz, bei welchem euch der „große Mann“ mittheilen wird, ob eure Herzen rein sind. Ist Letzteres der Fall, so wird Rauch zum Himmel aufsteigen; beherbergt ihr aber noch den geringsten Haß im Innern, so wird kein solches Zeichen geschehen!“

Als er diese Worte gesprochen hatte, fuhr er in einer dicken Rauchwolke nach dem Lande der Geister ab.

7.

Wie die Fische im Clear Lake (Californien) entstanden sind.

Vor vielen hundert Jahren, als die Menschen noch die Gestalt des Prairiehundes hatten, wohnte in Gel River Valley ein berühmter Coyote mit seinen beiden Söhnen. Es herrschte damals eine schreckliche Dürre in jener Gegend und als dieselbe glücklich wieder vorüber war, da erschien auf einmal eine Anzahl gefräßiger Heuschrecken.

Kurz darauf brach überall Feuer aus, das alle lebenden Wesen mit Ausnahme der Heuschrecken und der drei Prairiewölfe verzehrte. Letztere mußten nun, da es weder Gras noch Wild mehr gab, ihren Hunger mit jenen Insekten stillen und da sich sonst auf der ganzen

Erde kein Wasser fand als im Clear Lake, so machten sich die Drei auf, jenen See zu erreichen.

Als sie an den Gebirgspaz in der Nähe des Rotterthales kamen, starb einer der Söhne an Durst und sein Vater begrub ihn und häufte einen hohen Berg Steine auf sein Grab. Als sie beinahe am See angekommen waren, starb auch der andere Sohn und der Vater begrub ihn ebenfalls. Dann reiste er allein weiter und als er am See angekommen war, trank er so lange daraus, bis er ihn gänzlich trocken getrunken hatte. Darauf legte er sich nieder und -fiel in einen tiefen Schlaf.

Während dieser Zeit nun kam ein Mann aus dem Süden und öffnete ihm die Seite mit einem Jagdspiß, wonach das Wasser wieder in den See zurücklief. Aus den Heuschrecken, welche der Prairiewolf verzehrt hatte, wurden Fische.

8.

Wie der rothe Alabaster entdeckt wurde.

Es lebte einmal unter den Indis ein wilder, schrecklicher Mann mit zwei Söhnen, die ihm in jeder Hinsicht ähnlich waren. Da sie nun trotz mehrfacher Warnungen ihren schlechten Lebenswandel nicht aufgeben wollten, so wurden sie zur Strafe in Prairiewölfe verwandelt. Zornig verließen sie darauf Nicus Fork und zogen südlich und zerrissen alle Thiere, die ihnen in den Weg kamen. In der Nähe des Potter-Thales angekommen, trank der eine Sohn eine solche Menge Wassers, daß er starb. Der Vater beweinte ihn und bedeckte ihn mit Steinen.

Sie reisten nun weiter, aber als sie den Clear Lake erreicht hatten, trank auch der andere Sohn so viel Wasser, daß er ebenfalls starb. Nachdem ihn sein Vater begraben hatte, zog er allein weiter und kam an einen Platz, der White Buttes hieß. Dort entdeckte er den rothen Alabaster, aus welchem seit jener Zeit die Pomo's schöne Perlen machen.

Sobald der Prairiewolf den rothen Alabaster sah, da verschwand der Pelz seines Rückens, sein Schwanz fiel zur Erde und er stand wieder wie ein Mensch auf den Hinterfüßen.

Wie Sonne und Mond entstanden sind.

In früherer Zeit, so erzählen sich die Galinomeros in Californien, war die ganze Welt in Finsterniß gehüllt. Die Thiere liefen auf's Gerathewohl in Feld und Wald umher und die Vögel in der Luft flogen gegen Bäume und Felsen, weil sie wegen des Dunkels nicht sehen konnten.

Zufällig stießen da eines Tages der Prairiewolf und die Gule mit den Nasen gegen einander und hielten dann Rath, wie man diesem Uebel abhelfen könne. Darauf watete der Prairiewolf in einen großen Sumpf und holte seinen Rüssel voll trocknen Seegrases, das er zu einer Kugel zusammenrollte. Darauf steckte er eine Anzahl Feuersteine hinein und befahl der Gule, mit ihr in die Luft zu fliegen und sie dann in einem Halbkreise über die Erde zu werfen. Dies war die Sonne.

In ähnlicher Weise wurde auch der Mond gemacht. Da jedoch das dazu verwandte See Gras etwas feucht war, so leuchtete er nicht so gut wie die Sonne.

Das große Feuer.

Es war einmal ein Mann, der hatte sich in zwei Frauen verliebt und wollte sie gerne heirathen. Jene Frauen aber waren eigentlich Elstern, die alle seine Liebesanträge höhnisch zurückwiesen. Dies ärgerte ihn so sehr, daß er sie verfluchte und verwünschte und ärgerlich nach Norden zog, woselbst er, nachdem er sich ein Boot gemacht hatte, in dem er sicher das große Meer befahren konnte, die ganze Welt in Brand steckte. Das Feuer verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit und verzehrte bald alle Dinge auf der Erde: Menschen, Bäume, Felsen, Thiere, Wasser, ja sogar den Erdboden selber.

Als der alte Zauberer sah, daß das Feuer größer geworden war, als er eigentlich gewünscht hatte, steckte er seine beiden Jungen in einen Sack und lief so schnell wie der Wind nach der Hauptstätte

des Feuers, um es wieder auszulöschen. Als er dieselbe erreicht hatte, nahm er indianischen Zucker in den Mund, kaute ihn und spuckte dann die Flüssigkeit in das Feuer, worauf es ausging.

Durch sein schnelles Laufen nun war er sehr durstig geworden, aber wohin er auch blickte, nirgends war ein Tropfen Wasser zu erspähen. Darnach kaute er abermals indianischen Zucker, grub ein Loch in das Bett des Flüsschens und spuckte hinein, worauf es sich mit Wasser füllte.

Da nun seine beiden Knaben eine größere Gesellschaft zum Spielen wünschten, so legte er eine Abends eine Anzahl Holzstöcke in eine Schwihütte und als er am nächsten Morgen darnach blickte, waren Männer und Frauen daraus geworden. Dieselben bevölkerten späterhin die ganze Erde.

11.

Cosmogonie der Shastikas.

Die Shastikas in Californien haben zwar einen „Großen Geist“, wissen aber sehr wenig Gutes oder Bemerkenswerthes von ihm zu erzählen. Bei der Erschaffung der Welt spielte er gar keine Rolle, denn dieselbe wurde allein durch Ididol, den großen Maulwurf, aus der Tiefe gewühlt.

Damals befand sich im fernen Osten ein hellglänzender Feuerstein, den der Prairiewolf hatte und den Indianern gab, so daß diese für alle Zeiten Feuer hatten.

Die Sonne hatte ursprünglich neun Brüder, welche zusammen eine solche Glut auf die Erde ausstrahlten, daß man befürchtete, sie würde ganz und gar in Flammen aufgehen. Doch der Prairiewolf tödtete noch zur rechten Zeit die neun Brüder.

Ebenso hatte auch der Mond früher neun Brüder, die alle aus Eis gemacht waren, so daß die Leute, die Nachts ausgehen mußten, fast zu Tode erfroren. Doch auch da wußte der Prairiewolf Rath. Er ging mit seinem Feuersteinemesser an die östliche Ecke der Welt und ermordete einen Bruder nach dem andern, und seit jener Zeit sind die Menschen nicht mehr dem Tode durch Erfrieren ausgesetzt.

Wenn es regnet, so weint ein kranker Indianer im Himmel.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einst ein Mann auf Erden, der so außerordentlich gut war, daß nach seinem Tode alle Indianer anfangen zu weinen. Ja sie weinten so lange, daß zuletzt ihre Thränen eine große Wasserfluth bildeten, die alle Menschen, mit Ausnahme eines einzigen Paares, verschlang. Letzteres bevölkerte späterhin die Erde auf's Neue.

12.

Cosmogonie der Ojomanais.

Die Erschaffung der Erde wurde vom Prairiewolf begonnen und vom Adler vollendet. Als ersterer sie aus dem Nichts hervorgekrazt hatte, beklagte sich der Adler, daß er keine Berge habe, um sich darauf zu setzen. Der Prairiewolf gab sich nun alle erdenkliche Mühe, um Berge zu schaffen, aber dieselben waren dem Adler nie hoch genug. Dieser machte sich nun selber an die Arbeit und baute sich Berge, so hoch er sie haben wollte. Wenn er darüber flog, so ließ er jedesmal eine Anzahl Federn auf die Erde fallen. Dieselben faßten Wurzel und aus den größeren wurden Bäume und aus den kleineren Gebüsch und Pflanzen.

An der Schöpfung der Menschen und Thiere nahmen der Prairiewolf und der Fuchs Theil, doch konnten sie sich über die Frage, ob sie ewig oder nur kurze Zeit leben sollten, nicht einigen. Der Prairiewolf sprach: „Wenn sie sterben wollen, so laß sie sterben!“ und der Fuchs sprach: „Wenn sie zurückkommen wollen, so laß sie zurückkommen!“ Aber Niemand ist jemals zurückgekommen.

Da sich die Indianer über bittere Kälte beklagten, so sorgte auch der Prairiewolf für das nöthige Feuer. Er reiste nach dem Westen, woselbst das Feuer aufbewahrt wurde, stahl es und trug es in seinen Ohren heim. Er zündete nun auf den Bergen Feuer an und von dort holten es sich dann die Indianer.

13.

Der Löwe und die Katze.

Vor vielen, vielen Jahren lebte ein californischer Löwe mit seinem Bruder, der Wildkatze, in einem Wigwam zusammen. Der Löwe war

stark und schnellfüßig, so daß er über die meisten andern Thiere Herr war. Nur mit dem grauen Bären und mit der Schlange, die auf der Erde kroch, wagte er es nicht, sich in einen Kampf einzulassen.

Sein jüngerer Bruder war schlau und besaß wundervolle Kräfte. Er war im Besitze eines Zauberballes von großer Schönheit, der ihm die Macht verlieh, alle Thiere tödten zu können, vor denen sich sein Bruder fürchtete.

Eines Tages — es ist schon lange her — gingen sie zusammen auf die Jagd. „Dort ist ein Bär!“ sprach der Löwe. Die Kage deutete auf ihn und rief „Stirb“ und augenblicklich fiel der Bär todt nieder. Darauf begegneten sie einer Schlange, welche auf dieselbe Weise getödtet ward. Sie zogen ihr die Haut ab und nahmen sie wegen der darin enthaltenen Zauberkraft mit.

Darnach begegneten sie zwei Rehen. „Tödtet eines für dich und bringe mir das andere lebendig,“ sprach die Kage zu ihrem Bruder. Der Löwe verfolgte sie und kehrte erst spät am Abend in den Wigwam zurück. „Hast Du mir das schöne Reh mitgebracht?“ fragte die Kage.

„Nein,“ erwiderte der Löwe, „dies hätte mir zu große Mühe verursacht; ich habe sie beide getödtet.“ Darüber grämte sich nun die Kage und wollte seit jener Zeit mit dem Löwen nichts mehr zu thun haben. Sie tödtete keine grauen Bären und Schlangen mehr, so daß sich der Löwe fürchtete, auszugehen. Dieser wollte nun den Zauberball seines Bruders benutzen und die Bären und Schlangen selber tödten.

Eines Tages nun — es ist schon lange her — als der Löwe mit dem Ball spielte, warf er ihn so hoch in die Luft, daß er gar nicht mehr herunter kam. Dies ärgerte nun die Wildkage noch mehr und sie beschloß, von nun an für sich zu bleiben und Alles aufzubieten, um wieder in den Besitz des Balles zu kommen.

Sie reiste nach Norden und kletterte auf einen hohen Baum, der am Ufer eines großen Wassers stand. Dort sah sie einen Ball an einem Zweige hängen, holte ihn und that ihn in ihren Schlangenhautsack, damit sie ihn nicht verliere.

Als sie darauf weiter dem Ufer des Flusses entlang ging, sah sie auf der andern Seite zwei junge Mädchen, die mit Kochen be-

schäftigt waren. Gleich hüpfte der Ball aus seinem Behälter und rollte über das Wasser zu den Mädchen. Eines derselben sah ihn, doch als es ihn anfassen wollte, rollte er weiter. „Schwester,“ rief es, „komm doch her und helfe mir, diesen schönen Ball fangen!“ Die Schwester kam und half; aber es dauerte sehr lange, bis sie den schönen Ball in ihrem Körbchen hatten. Da sie befürchteten, er würde ihnen wieder entweichen, so gaben sie abwechselnd darauf Acht. Nachts legten sie ihn zwischen sich in's Bett.

Doch als sie am nächsten Morgen erwachten, war der Ball fort, aber statt seiner befand sich ein junger Mann in ihrem Bette. Dies war der erste Mann, der jemals auf Erden erschien. Es geschah dies vor langer, langer Zeit.

 14.

Erbschaffung und Sündenfall des Menschen.

Koboyampeh, der Welterschaffer, und Hellokaieh, der Teufel, kamen einstens, wie sich die Maidus erzählen, aus dem Osten und reisten nach Weleideh. Ersterer behauptete, er könne einen Menschen machen, aber der Teufel glaubte es nicht und sagte, er möge es einmal versuchen.

Darauf holte sich Koboyampeh zwei glatte, gelbe Stöcke, legte sie am Abend neben sein Bett und sagte, während der Nacht würden Mann und Frau daraus werden; während des Tages jedoch könne eine solche Verwandlung nicht vor sich gehen.

Während der Nacht fragte der Teufel seinen Gefährten jeden Augenblick, ob sich nichts Menschliches in seinem Bette regte; doch Koboyampeh erwiderte, wenn er ihn nicht in Ruhe ließe, so könne er keine Menschen erschaffen.

Als die Nacht verstrichen war, merkte Koboyampeh, daß Jemand ihn zwei Mal berührte und als er sich umblickte, sah er einen Mann und eine Frau vor sich stehen. Nun stand er auf, und befahl ihnen, sich gründlich im nahen Flusse zu baden und dann zum Frühstück heimzukommen. Als Hellokaieh die ersten Menschen sah, sagte er, der Mann sei sein Schwager und die Frau seine Schwester, und wenn ihm Koboyampeh zwei Stöcke gebe, so würde er auch Menschen

machen. Derselbe gab sie ihm und der Teufel legte sie neben sich in das Bett.

In der Nacht blickte er oft nach ihnen, um zu sehen, ob die Verwandlung schon vor sich gegangen sei; aber es regte sich nirgends um ihn ein neues, menschliches Wesen. Als er gegen Tagesanbruch in tiefen Schlaf gefallen war, wurde er plötzlich durch zwei Rippenstöße geweckt, worauf er aufsprang und lachte. Vor ihm standen zwei Frauen, von denen die eine zwei, die andere nur ein Auge hatte. „Bist Du ein Mann,“ fragte der Teufel eine nach der andern; aber jede erwiderte: „Rein, ich bin eine Frau, wir sind zwei Schwestern.“

Dies ärgerte ihn nun und er fragte Kodoyampeh, warum ihm die Erschaffung eines Mannes nicht gelungen sei. „Weil Du gegen mein ausdrückliches Gebot gelacht hast,“ gab ihm dieser zur Antwort. Der Teufel sagte zur Entschuldigung, daß es ihm unmöglich gewesen sei, sich des Lachens zu enthalten, als er solche Rippenstöße bekommen habe. Er bat darauf Kodoyampeh, ihm einen Mann zu machen, was ihm derselbe jedoch abschlug. Dann bat er ihn, ihm doch wenigstens eine Frau mit zwei Augen zu erschaffen; aber Kodoyampeh erwiderte, dies könne er nur thun, nachdem die beiden Frauen gestorben seien.

Darauf sandte Kodoyampeh seinen Mann aus, um sich Nahrungsmittel zu holen. Da damals noch alles Wild, alle Fische, Heuschrecken und Vögel zahm waren, so brauchte man nur einfach seine Hand auszustrecken und sich das zu nehmen, was einem gerade gefiel. Auch der Boden war damals sehr fruchtbar und brachte alle Früchte, die zum Lebensunterhalte der Menschen dienten, in großer Menge hervor. Als nun Kodoyampeh seinen Mann ausandte, sagte er zu ihm:

„Du kannst Alles, was Dir gefällt, nehmen; Fische, Vögel, Nüsse und Beeren, denn alle diese Dinge habe ich für Dich gemacht. Alles jedoch, was Du kochen willst, mußt Du nach Hause tragen; denn ich erlaube es Dir nicht, im Walde Feuer anzumachen!“

Als sich jener Mann nun auf der Jagd befand, sah ihn der Teufel und sprach zu ihm, er dürfe ruhig im Walde ein Feuer anzumachen und kochen, was er nur wolle. Und er that es auch. Als jedoch das Wild, die Fische, die Heuschrecken und Vögel den Rauch im Walde sahen, wurden sie auf einmal wild und sind es bis auf den hentigen Tag geblieben. Auch der Boden änderte sich und brachte nur noch Klee, Wurzeln und Erdwürmer hervor.

Kodoyampeh änderte seit jener Zeit auch das Wetter, so daß es nicht immer dasselbe das ganze Jahr hindurch war, sondern daß nun Frost, Nebel, Regen, Dürre und Sonnenschein mit einander abwechselten. Auch schuf er die Jahreszeiten, nämlich Kummenni, die Regenzeit; Johomenni, die Blätterzeit; Thilakki, die trockene Zeit, und Matmenni, die Zeit des Blätterfallens. Ehe jener Mann im Walde gekocht hatte, gab es weder Krankheit noch Tod; jetzt aber waren die Menschen dem Fieber unterworfen und viele starben. Doch Kodoyampeh sagte ihnen, daß wenn sie ein rechtschaffenes Leben geführt hätten, sie nach dem Tode auf dem rechten Pfade, dem Dimdumbo oder Lichtpfade, zum Geisterlande reisen dürften; seien sie jedoch böse gewesen, so müsse ihre Seele den linken Weg, den Dakumbo, nehmen, der in ewige Finsterniß führe.

15.

Aikut und Nototowi.

Der erste Mann auf der Welt hieß Aikut und seine Frau Nototowi. Letztere nun wurde im Laufe der Zeit krank und starb, trotzdem ihr Gemahl Alles aufgeboten hatte, sie am Leben zu erhalten. Er schaufelte ihr neben seinem Lagerfeuer ein Grab und legte sie hinein, denn die Mischinams verbrannten damals ihre Todten noch nicht. Sein Kummer kannte keine Grenzen und seine Augen verloren ihren Glanz. Er wollte sterben, damit er doch seiner geliebten Nototowi folgen könne.

Als Aikut einstens in Schlaf gefallen war, träumte er, daß sich der Geist seiner Frau aus der Erde erhebe. Er wachte auf und sah seine Frau wirklich vor sich stehen; doch verbot sie ihm, mit ihr zu sprechen; denn in derselben Minute, in welcher ein Indianer mit einem Geiste spricht, muß er auch sterben. Kurz darauf wandte sie sich von ihm, um das Land der Geister oder das Tanzhaus der Seelen aufzusuchen. Er folgte ihr durch ein unbekanntes, dunkles Land, bis sie an einen Fluß kamen, der die Grenze des Geisterlandes bildete. Als Brücke diente ein Seil, welches so dünn war, daß kaum eine Spinne darauf an das andere Ufer hätte kriechen können. Als hier Nototowi von ihrem Gemahl Abschied nehmen wollte, um allein die

Reise fortzusetzen, streckte dieser seine Hand nach ihr aus und winkte ihr, doch mit ihm zurückzukehren. Sie that es auch und blieb noch eine Zeit lang bei ihm. Als sie sich zum zweiten Male nach dem Geisterlande aufmachte und sich ihr Mann nicht von ihr trennen wollte, erlaubte sie ihm, einige Worte an sie zu richten, worauf er starb. Die Seelen Beider reisten nun vereint nach dem Paradiese.

Mitut ward ein guter, nobler Geist, der heute noch die Mischinams beschützt. Da nach seiner Abreise nur noch seine beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, auf Erden wohnten, so schuf der Mond noch ein anderes Paar, und von diesen beiden Paaren stammen alle Mischinams ab.

16.

Bestattung der Todten.

Der Mond und der Prairiewolf erschufen alle Dinge der Welt. Der erstere war gut, aber der andere böse. Als sie die Menschen bilden wollten, wünschte ihnen der Mond Seelen zu geben, die zwei oder drei Tage nach dem Tode des Körpers zur Erde zurückkehrten. Doch der Prairiewolf war anderer Ansicht und sagte, wenn ein Mensch gestorben sei, so sollten die Freunde desselben seinen Körper verbrennen und jedes Jahr ein großes Trauerfest veranstalten. Und mit dieser Ansicht drang er auch durch.

Als nun dafür ein Reh starb, durften dessen Anverwandte seinen Körper verbrennen, was übrigens den Mond so sehr ärgerte, daß er eine Klapperschlange machte, die den Sohn des Prairiewolfs stach, so daß er starb. Da nun der Prairiewolf nicht zugeben wollte, daß sein Sohn der Feuerbestattung ausgesetzt wurde, so sprach der Mond zu ihm: „Siehe, dies ist Dein eigenes Gesetz, und Dein Sohn muß daher ebenso gut verbrannt werden, wie die anderen Geschöpfe.“

Da gab es denn der Prairiewolf zu. Seit jener Zeit wurden alle Todten verbrannt.

17.

Der Bär und das Reh.

Am Anfange lebten alle Thiere ausschließlich von Erde, doch als später Klee wuchs, aßen sie auch von diesem. Damals gab es

noch keine Menschen, oder dieselben besaßen vielmehr damals noch Thiergestalt.

Als eines Tages der Bär und das Reh ausgingen, um Klee zu suchen, sagte ersterer, er sehe eine Laus am Halse des Rehes, und bat es daher, es möge sich etwas bücken, damit er sie fangen könne. Das Reh gehorchte auch, aber der Bär riß ihm den Kopf ab, kratzte ihm die Augen aus und warf sie zwischen den Klee in den Korb des Rehes. Als dasselbe nun nach Hause kam und den Korb leerte, sahen die Kinder die Augen ihrer Mutter darin und nahmen sich vor, diese Schandthat zu rächen.

Eines Tages nun, als der Bär Erde in einem Mörser stieß, um sie zu essen, lockten die beiden Rehkinder die Sprößlinge des Bären unter dem Vorwande, einige Stunden zu spielen, in eine Höhle unterhalb des hohen Felsens Damlam in der Nähe des Bärflusses. Sobald sie darin waren, machten sie ein großes Feuer an und rösteten die Kinder ihres Feindes zu Tode.

Als sie der Bär späterhin fand, glaubte er, sie schliefen; doch als er sie streichelte, fiel ihr Haar aus, was ihn dermaßen in Wuth brachte, daß er sie in Stücke zerriß und verschlang.

Dann machte er sich auf, um den Kindern des Rehes den Garaus zu machen. Er rief ihnen freundlich zu und sagte, er sei ihr Onkel; aber dieselben retteten sich auf den großen Felsen Damlam, der auf einmal zu einer unermesslichen Höhe wuchs. Der Bär ging eine Zeitlang rastlos am Fuße des Felsens herum; endlich aber erspähte er eine Spalte, durch die er hinaufkriechen konnte. Doch die Rehkinder sahen ihn noch zur rechten Zeit und da sie gerade einen glühend heißen Stein bei sich hatten, so warfen sie ihm denselben in den Rücken, worauf er starb. Dann warfen sie denselben nach Norden, worauf Manzanitabeeren zur Erde fielen; nach dem Osten geworfen, brachte er Nüsse hervor und nach den Süden und Westen geworfen, fielen verschiedene Eichelarten zur Erde. Darnach hatten sie Früchte genug und aßen keine Erde mehr.

Da jener Fels so sehr hoch war, so beabsichtigten sie in den Himmel zu steigen und das größte Rehkind machte eine Leiter, die bis an die Himmelsdecke reichte. Dann schoß es mit einem Pfeile eine Oeffnung hinein und sagte seinem kleinen Bruder, er solle nun in den Himmel steigen. Doch derselbe fürchtete sich und fing an zu

weinen. Darauf gab ihm der älteste Bruder eine Pfeife und Tabak und sagte ihm, er solle nur tüchtig rauchen, dann würde seine Furcht vergehen. Derselbe steckte sie in den Mund, bestieg die Leiter und blies gewaltige Wolken um sich her, so daß er nichts mehr von der Welt unter sich sehen konnte, wodurch er seine Furcht verlor. Auf diese Weise ist der Rauch entstanden.

Der Kleine kroch also in den Himmel und brachte seinem Bruder nach einiger Zeit die Kunde, daß sich oben ein allerliebstes Land befinde, das voll Gras und Blumen sei, auf denen man herrlich schlafen könne.

Darauf kletterten Beide in den Himmel. Als sie nun von oben ihre Mutter sahen, beschloßen sie, dieselbe umzubringen, weil sie keine Augen hatte. Doch für diesen nichtswürdigen Gedanken wurden sie in einen Teich gestürzt, in dem sie ertranken.

18.

Entstehung des Feuers.

Der Prairiewolf hatte Alles geschaffen, die Welt und ihre Bewohner, aber es fehlte noch Eins, nämlich das Feuer. Dasselbe befand sich im Ueberflusse im Wasser, aber dies war sehr weit weg und außerdem wurde es daselbst auch noch verborgen gehalten. Endlich machte sich nun die Eidechse auf, um eine große Kohle zu holen; doch ward es ihr sehr schwer, sie sicher nach Hause zu bringen, da die Kohle unterwegs Jeder stehlen wollte. Sie mußte deshalb bei Nacht reisen. Als sie nun in die Nähe des Sacramento-Thales kam, sah sie eine Masse Krähen, welche die ganze Nacht hindurch spielten. Sobald sie sie entdeckten, eilten sie ihr auch schon nach und da sie längere Beine als die Eidechse hatten, so kam letztere in große Verlegenheit. Doch half sie sich dadurch, daß sie schnell das Gras hinter sich in Brand steckte. Als die Fledermaus dies Feuer sah, klagte sie über Schmerzen in den Augen und bat die Eidechse, sie ihr doch mit Bech zu beschmieren. Nachdem dies geschehen, hüpfte und flatterte die Fledermaus wie rasend umher und flog einmal nach dieser und dann nach jener Richtung; denn sie konnte nun gar nicht mehr sehen. Nachdem sie sich Kopf und Schwanz gründlich verbrannt hatte, flog sie

nach Westen und schrie: „Monu schuleulu — blase, o Wind!“ Der Wind hörte dies und blies ihr in die Augen, aber das Pech klebte so fest, daß er nur sehr wenig wegblasen konnte. Seit jener Zeit hat die Fledermaus schwache Augen und sieht ihr Körper schwarz und verbrannt aus.

19.

Der alte Menschenfresser.

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, die Indianer zu tödten und dann zu verzehren. Ihr Wigwam stand auf den Ebenen von Sacramento und war ringsum mit einer Blutlache umgeben, die mindestens einen Fuß tief war. Sie fabrizirten Steinnörser, die viel besser waren als diejenigen, in denen heute die Frauen ihr Korn zerstoßen; in diese warfen sie ihre Opfer und zermalnten sie zu Brei, so daß sie leichter zu essen waren.

Da sich die Indianer gegen dieses schreckliche Paar gar nicht zu schützen wußten, so ward ihre Anzahl in jener Gegend von Tag zu Tag kleiner. Nun hatte aber der Prairiewolf Mitleid mit den von ihm geschaffenen Menschen und er beschloß daher, den alten Menschenfresser umzubringen. Da Jener die Gewohnheit hatte, sich in das Tanzhaus zu schleichen, wann sich recht Viele darin befanden und sich den fettesten Indianer zum Schmause auszusuchen, so grub der Prairiewolf ein tiefes Loch vor dem Eingange desselben und verbarg sich mit einem großen Messer bewaffnet in demselben. Als sich nun der Menschenfresser wieder in das Tanzhaus schleichen wollte und über das Loch schritt, sprang der Prairiewolf plötzlich hervor und erstach ihn.

20.

Erbschaffung des Menschen.

Nachdem der Prairiewolf die Erde nebst den kleineren Geschöpfen darauf erschaffen hatte, berief er eine große Rathsversammlung, um wegen der Erbschaffung des Menschen Beschlüsse zu fassen. Die Geschöpfe versammelten sich auf einem freien Plage in einem Walde;

obenan saß der Löwe, dann kam der graue Bär und so weiter bis hinunter zur Maus.

Der Löwe ergriff zuerst das Wort und erklärte, die Stimme des Menschen müsse so stark wie die seinige sein, damit sich alle Thiere vor ihm fürchteten. Dann müsse sein Körper mit Haaren bedeckt sein, er müsse starke Krallen haben u. s. w.

Dies kam dem grauen Bären lächerlich vor; hat der Mensch eine brüllende Stimme, so wird er dadurch nur das Wild verschrecken, anstatt es zu fangen. Der Mensch soll hinlänglich Kraft erhalten, aber seine Bewegungen müssen sehr leise und dabei doch schnell sein, damit er das Wild ohne Lärm zu machen erjagen kann.

Der Hirsch meinte, ein Mensch ohne gewaltige Hörner würde sehr lächerlich aussehen; auch könne er sich ohne dieselben sehr schwer vertheidigen. Welche Stimme er besitze, sei gänzlich Nebensache; viel wichtiger sei die Beschaffenheit seiner Ohren und Augen und wenn es ihm nach ginge, so würden die ersteren einem Spinnennetze gleichen und die letzteren dem Feuer ähnlich sehen.

Darauf erwiderte das Schaf: „Ich kann mir nichts Dümmeres denken, als einen Menschen mit einem großen Geweih; denn sicherlich wird er nur damit im Dickicht hängen bleiben. Hätte er hingegen zurückgebogene Hörner, so würden ihm dieselben nirgends im Wege sein und er könnte damit einen viel härteren Stoß ausführen.“

Darauf erklärte der Prairiewolf, daß dies die lächerlichsten Reden seien, die er jemals in seinem Leben gehört habe; denn ein Jedes wolle einen Menschen machen, der ihm ähnlich sehe; sie möchten daher ja einfach eins ihrer Jungen Mensch nennen.

„Ich selbst,“ fuhr er fort, „bin gerade nicht das vollkommenste Thier und es wäre mir leicht, ein besseres zu machen. Natürlich muß der Mensch wie ich vier Füße, fünf Finger u. s. w. erhalten, und was die Stimme betrifft, so mag sie meinethwegen so stark wie die des Löwen sein, denn es ist ja nicht nöthig, daß er sie den ganzen Tag erschallen läßt. Der graue Bär besitzt einige gute Eigenschaften, wie z. B. die Gestalt seiner Füße, die ihn befähigt, aufrecht zu stehen und es wäre daher wünschenswerth, daß wir dem Menschen ähnliche Füße verschafften. Außerdem besitzt der graue Bär glücklicherweise keinen Schwanz; die Erfahrung hat nämlich hinlänglich gelehrt, daß eine solche Körperverlängerung nur den Flöhen zum Zufluchtsorte

dient. Die Augen und Ohren des Hirsches sind ziemlich gut, vielleicht noch besser als die meinigen. Doch seht euch auch einmal den Firsch an; ich muß gestehen, daß ich ihn beneide, weil er keine Haare besitzt, die ja doch während des größten Theiles des Jahres eine Bürde sind. Ich stimme daher für einen Menschen ohne Fell.

Seine Klauen müssen wenigstens so lang wie die eines Adlers sein, damit er die Dinge ordentlich festhalten kann. Was nun den Verstand anbelangt, so müßt ihr wohl Alle zugeben, daß ich allein befähigt bin, den Menschen damit zu versehen; denn verständig und schlau muß er unter jeder Bedingung sein."

Als der Prairiewolf geendet hatte, erklärte der Biber, daß er einen solchen Unsinn in seinem ganzen Leben noch nicht gehört habe. Ohne Schwanz also soll er sein! Wenn ich einen Menschen zu machen hätte, so würde ich ihn vor allen Dingen mit einem großen und breiten Schwanz versehen, damit er darauf Sand und Schlamm fortschleppen könne.

Die Gule meinte, alle Thiere hätten auf einmal den Verstand verloren, denn keines wolle dem Menschen Flügel erlauben. Was will er denn überhaupt in der Welt thun, wenn er nicht fliegen kann?

Dies kam nun wieder dem Maulwurf lächerlich vor, denn er befürchtete, daß der Mensch leicht im Fluge die Himmelsdecke berühren und sich den Kopf daran zerschellen könne. Wage er sich in die Nähe der Sonne, so würden ihm sicherlich die Augen ausgebrannt; ohne Augen und Flügel hingegen würde er sich in die weiche, kühle Erde graben und glücklich sein.

Die Maus sprach sich darauf zu Gunsten der Augen aus, damit der Mensch doch auch sähe, was er äße. Sich in den Boden zu vergraben, sei albern im höchsten Grade.

Da sich die Thiere nicht einigen konnten, so fingen sie an, sich einander zu bekämpfen. Der Prairiewolf drang auf den Biber ein und rieß ihm ein Stück aus der linken Backe; die Gule flog auf den Prairiewolf zu und versuchte, ihm die Haut vom Kopfe zu reißen; kurzum, es ging drunter und drüber.

Nach einer Weile suchte sich jedes Thier einen Klumpen Erde und begann nach seinen eigenen Ideen einen Menschen zu machen. Auch der Prairiewolf that dasselbe. Ehe jedoch eins mit seinem

Menschen fertig war, brach die Nacht herein und eins nach dem andern sank in süßen Schlummer. Als dieses der Prairiewolf sah, goß er unbemerkt Wasser in die verschiedenen Modelle und zerstörte sie dadurch. Dann machte er das feine schnell fertig und hauchte ihm Leben ein. Somit ward der Prairiewolf Erschaffer des Menschen.

21.

Tutokanula.

Es gingen einmal zwei Knaben im Yosemite-Thale an den Fluß, um sich darin zu baden. Nachdem sie eine Zeitlang darin geschwommen waren, verließen sie das Wasser wieder und setzten sich, um sich zu trocknen, auf einen großen Stein, der am Ufer lag. Aber dort sanken sie in Schlaf und schliefen so fest, daß sie nie mehr erwachten. Und währenddem sie da lagen, wuchs der Stein allmählig zu solcher Höhe, daß ihre Freunde auf der Erde sie gar nicht mehr sehen konnten. Aber trotzdem sich ihre Gesichter am Monde rieben, erwachten sie doch nicht. So schliefen sie Jahre lang hoch in den Wolken.

Nun versammelten sich eines Tages die Thiere und beschloßen, die kleinen Knaben von dem hohen Felsen herabzuholen, und jedes versuchte, wie hoch es springen könne. Die Maus konnte nur handhoch springen; die Ratte sprang noch einmal so hoch, und so versuchten sie Alle ihr Glück, aber auch selbst dem Löwen gelang es nicht, die Felsenspitze zu erreichen.

Zuletzt kam der Wurm und versuchte hinaufzukriechen. Langsam, aber sicher schlängelte er sich immer höher und ward zuletzt für die unten stehenden Thiere unsichtbar. Es dauerte ungefähr ein Jahr, bis er die Knaben gefunden und sie wieder in das Thal zurückgeführt hatte. Seit dieser Zeit führt jener Felsen den Namen Tutokanula, d. h. Felsen des messenden Wurmes (tutakana).

22.

Tisseyak.

Tisseyak und ihr Gemahl, die aus einem weit entfernten Lande stammten, kamen einstens nach langer Wanderung todmüde im

Josemite-Thale an. Sie ging schwer mit einem Korbe beladen voraus und er schlenderte mit einem Stöcke in der Hand und einigen Häuten auf den Schultern langsam nach. Beide waren sehr durstig und sehnten sich nach einem Trunke kühlen Wassers.

Tissepat erreichte den Awaia-See zuerst und trank daraus so lange, bis kein Tropfen mehr darin war. Die Folge davon war, daß eine allgemeine Dürre im Thale entstand und das Land weder Gras noch Kraut hervorbrachte. Ihr Gemahl war darüber so wüthend, daß er sie unbarmherzig mit einem Stöcke züchtigte. Sie versuchte zu entfliehen, aber er folgte ihr dicht auf der Ferse. Da nahm sie ärgerlich ihren Korb und warf ihn nach ihm. In diesem Augenblick aber wurden Beide in Felsen verwandelt, die noch auf den heutigen Tag zu sehen sind.

23.

Entstehung der Berge.

In früherer Zeit gab es nichts als Wasser in der Welt. Da, wo sich jetzt der Tulare-See befindet, stand eine lange Stange im Wasser, auf welcher abwechselnd ein Habicht und eine Krähe saßen. Da ihnen allmählig die Zeit zu lange ward, so schufen sie zur Unterhaltung solche Vögel, welche von Fischen leben, wie z. B. den Adler, den Pelikan u. s. w. Darunter befand sich auch eine kleine Ente, die einstens bis auf den Grund des Meeres tauchte und ein Stück Erde heraufbrachte, wonach sie starb. Nun nahmen der Habicht und die Krähe die Erde und fingen an, daraus Gebirge zu machen. Sie begannen an der Stelle des jetzigen Tahichapa-Passes und der Habicht machte den östlichen und die Krähe den westlichen Gebirgszug. Es dauerte viele, viele Jahre, bis sie ihr Werk vollendet hatten und sich auf dem Shasta-Berge wieder zusammenfanden. Als sie nun ihre Berge mit einander verglichen, stellte es sich heraus, daß diejenigen, welche die Krähe gemacht hatte, bedeutend höher waren.

„Halunke,“ schrie nun der Habicht, „Du hast mir sicherlich einen Theil meiner Erde gestohlen; denn wie könnten sonst Deine Berge höher als die meinigen sein!“

Die Krähe lachte heimlich, denn der Habicht hatte die Wahrheit gesagt.

Darauf holte sich der Habicht indianischen Tabak und kaute ihn, worauf er außerordentlich klug ward. Dann stellte er seine Gebirge an die Stelle derjenigen, welche die Krähe gemacht hatte, und dies ist der Grund, weshalb das Schneebirge größer ist als das Küstengebirge.

24.

Cosmogonie der Palligawonaps.

Pokoh, der alte Mann, erschuf die Welt. In den großen Tüchern, in die er sich gewickelt hatte, führte er allerlei Geschenke für die Menschen. Einen jeden Stamm machte er aus einem Theile des Erdbodens, den er jetzt bewohnt, weshalb das Sinnen und Trachten der Indianer darauf gerichtet ist, auch da zu sterben, wo sie geboren wurden. Nach der Ansicht Pokohs sollten die Menschen überhaupt nie auswandern und stets mit ihrer Heimath zufrieden sein.

In früherer Zeit war die Sonne ein böser Mensch; der Mond hingegen war gut. Die Strahlen der Sonne sind Pfeile, mit denen sie alle lebenden Wesen tödten wollte. Doch gab sie jedem Thiere einen Pfeil; der Löwe und der Bär erhielten die längsten, aber kein einziges Thier erhielt einen Pfeil, womit es einen Menschen tödten konnte. Deshalb ist der Mensch Herr über Alles.

Die Sonne hatte zwei Töchter, die von zwanzig Männern getödtet wird; aber nach fünfzig Tagen kehren sie jedesmal in's Leben zurück.

Der Regenbogen ist die Schwester Pokohs und ihre Brust ist mit Blumen bedeckt.

Wenn ein Blitz auf den Boden fährt, so trägt er Feuer in den Feuerstein. Auch wird an jener Stelle oft ein Diamant gefunden. Einige behaupten auch, der Biber habe das Feuer auf seinem flachen Schwanz aus dem Osten gebracht, weshalb er an jenem Körpertheile keine Haare habe.

Es gibt viele Welten; mehrere sind schon vergangen und andere werden in der Zukunft entstehen. In einer Welt kriechen die Indianer; in der andern gehen sie; in der dritten fliegen sie u. s. w. Einige gehen in der jetzigen Welt, aber in der nächsten kriechen sie wie die Schlange oder schwimmen wie der Fisch. Dies sind böse Menschen.

Die Sonne und der Prairiewolf.

Vor langer Zeit wollte einmal der Prairiewolf die Sonne besuchen und fragte deshalb Pokoh nach dem richtigen Wege und derselbe zeigte ihn demselben auch. Er begab sich nun auf die Reise; da sich aber die Sonne im Kreise bewegte, so befand sich der Prairiewolf zuletzt wieder an dem Platze, von dem er ausgegangen war. Am nächsten Tage ging es ihm ebenso.

Am dritten Tage aber machte er sich früh auf die Reise und lief eilig an den Rand der Erde und setzte sich auf die Höhle, aus der die Sonne hervorstiegen mußte. Dann beschäftigte er sich mit einem Pfeil und Bogen und that, als sähe er die Sonne gar nicht. Dieselbe bat ihn nun, ihr aus dem Wege zu gehen, aber der Prairiewolf erklärte, dies sei sein Platz, auf dem er bleiben wolle.

Als sich nun die Sonne ihm immer mehr näherte, ward es ihm doch zu heiß und er versuchte vergeblich, seine Brandwunden mit Speichel zu löschen. Da er sah, daß er doch zu schwach für die Sonne war, so wollte er wenigstens auf ihr reiten, was ihm dann auch die Sonne nach langer Widerrede erlaubte.

Nun wurde er nach kurzer Zeit sehr durstig und bat die Sonne um ein wenig Wasser. Dieselbe reichte ihm eine Rußschaale voll und sagte, dies sei Alles, was sie hätte.

Da es nun sehr heiß war, so war Niemand froher als der Prairiewolf, als die Sonne gegen Abend sich wieder der Erde näherte und er von einem Baum klettern konnte, von dem er wohlbehalten den festen Boden erreichte.

Vom Unglück, eine Schwiegermutter zu haben.

Als einst ein Seneca-Indianer nach einem längeren Jagdzuge wieder in seinem alten Wigwam angekommen war, sah er, daß seine Frau inzwischen vom Leben Abschied genommen hatte und daß sein einziges Kind, ein hoffnungsvoller Knabe, weinend bei der Leiche saß. Nachdem er nun seine Frau zur ewigen Ruhe auf ein hohes Gerüst gelegt und sie eine Zeitlang betrauert hatte, fand er doch den Wittwerstand

seinen Ansichten nicht entsprechend, und er ging also hin und holte sich schleunigst ein neues Weib in seinen Wigwam. Dieselbe aber war dem Knaben durchaus nicht gewogen, denn sie sah, daß sich sein Vater mehr um ihn, als um sie bekümmerte, was sie dermaßen verdroß, daß sie sich vornahm, ihn umzubringen.

Eines Tages sagte sie zu ihm: „Wenn wir ein Stachelschwein fangen und es dem Vater auf den Abend braten, so wird er uns Beide loben. Ich weiß, wo wir leicht eins finden können; laß uns daher gleich hingehen!“

Sie gingen darauf in den Wald und kamen an eine Höhle, in welcher sich Stachelschweine befinden sollten. Nachdem nun der Knabe hineingetrochen war, wälzte die böse Frau schnell einen schweren Stein vor den Eingang und ging dann wieder nach Hause.

Als der arme Knabe ausfand, daß ihn seine Stiefmutter darin verhungern lassen wollte, fing er an bitterlich zu weinen, was das alte Stachelschwein in der Höhle dermaßen rührte, daß es zu ihm lief und sprach: „Mein lieber Enkel, du thust mir in der Seele leid und ich will daher versuchen, den Stein wieder wegzuwälzen!“ Es versuchte es auch, fand jedoch aus, daß es dazu nicht die erforderliche Stärke besaß. „Sei nur ruhig, Enkel,“ sprach es darauf, „ich habe noch einen andern Ausgang und ich will nachsehen, ob er noch offen ist, denn ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gebraucht.“

Glücklicherweise fand es denselben noch offen, so daß es alle Thiere um Hülfe herbeirufen konnte. Denselben erzählte es dann, daß sich sein Enkel in der Höhle befände und daß derselbe von seiner Stiefmutter schändlich behandelt worden sei. Dies rührte den schwarzen Bären dermaßen, daß er augenblicklich den schweren Stein entfernte und den Knaben befreite.

„Wer will ihn haben und aufziehen?“ fragte darauf das Stachelschwein.

„Gib ihn mir!“ erwiderte der Wolf.

„Du kannst ihn nicht haben,“ gab ihm das Stachelschwein zur Antwort; „Du bist ein gefräßiger Kerl und würdest Dich im Hunger nicht scheuen, ihn zu verschlingen.“

„Gib ihn mir!“ sprach das Reh.

„Du stammst aus einer edlen Familie, aber der Knabe muß eine bessere Heimath haben, als Du ihm bieten kannst; auch ist es

bei Deinem Stamme nicht Gebrauch Borräthe für den Winter einzulegen.“

„Gib ihn mir!“ sprach der Bär. „Ich habe zwei Junge zu Hause, die mit ihm spielen können; auch fehlt es mir nicht an süßem Honig und andern guten Dingen.“

„Du sollst ihn haben!“

Darauf stülpte ihm der Bär eine große Pelzmütze über den Kopf, so daß der Junge ganz wie ein Bär aussah, und dann eilten Beide der Wohnung zu. Der Knabe wurde sehr gut behandelt und hatte Alles, was sein Herz begehrte.

Eines Tages nun gingen Beide aus und kamen in ein großes Dorf, das von lauter Bären bewohnt war, die gerade damit beschäftigt waren, süße Beeren für den Winter zu trocknen. „Ich will Dir jetzt die Pelzmütze wieder abnehmen,“ sprach der Bär zu dem Jungen; „dann mußt Du den Kriegsruf erschallen lassen und mit Pfeil und Bogen die Bären verjagen, damit wir ihre Wintervorräthe uns nehmen können.“

Der Knabe folgte; und als die Bären das schreckliche Kriegsgeschrei vernahmen und plötzlich einen Menschen in ihrer Mitte sahen, flohen sie nach allen Winden.

Der Bär und der Knabe aber beluden sich darauf mit Borräthen und begaben sich wieder auf die Heimreise. Unterwegs wurden sie jedoch von den Jägern mit Hunden verfolgt, aber der alte Bär verstand es vortrefflich, sie zum Narren zu halten. Sobald ihm die Hunde nahe waren, kroch er schnell in einen hohlen Baum und warf eine Feder hinaus, die sich augenblicklich in eine Schnepfe verwandelte. Derselben folgten dann die Hunde und der Bär war sicher. Einstmals steckte er auch seine beiden Pfoten aus einem hohlen Baume, und da dieselben wie faules Holz aussahen, so rief der Jäger die Hunde zurück und prügelte sie noch für ihre Dummheit.

So lebten sie ruhig und zufrieden. Fanden sie einen hohlen Baum, der mit Honig gefüllt war und es konnte weder der alte Bär noch seine beiden Jungen hineinkriechen, so mußte ihn der Knabe mit seinem Tomahawf umhauen.

Mit der Zeit wurde der alte Bär ein Schrecken für die ganze Umgegend, denn er hatte ja einen tüchtigen Indianer zur Seite, mit dessen Hülfe er Alles, was er nur wollte, ausführen konnte. Das

ärgerte jedoch die Jäger sehr und sie beschloßen daher, gemeinschaftlich auf ihn Jagd zu machen und ihn umzubringen. Als dies der Bär merkte, band er seinem Schutzbefohlenen ein rothes Band um den Hals und sprach: „Wir müssen nun scheiden; trage dieses Band beständig und derjenige, der es anblickt, wird krank werden und sterben!“

Darauf hörten sie Hundegebell in der Nähe und der Bär lief schnell mit seinen beiden Zungen nach einem hohlen Baune und sprach zu ihnen: „Sobald der Jäger kommt, gehe ich zuerst auf ihn los; er wird nach mir schießen, aber ich werde ihm ein Schnippchen schlagen. Er wird weder mich noch euch tödten.“ Dann sprach er zu dem Knaben: „Gedenke stets unter Deinem Volke dessen, was ich, als Du keinen Freund hattest, an Dir gethan habe, und versprich mir zum Abschiede, daß Du keinen aus unserer Familie tödten wirst, noch andere Jäger in unser Land führst.“

„Aber wie soll ich die Angehörigen Deiner Familie von andern Bären unterscheiden?“

„Der Rauch unserer Lagerfeuer steigt stets in gerader Säule auf, während sich derjenige fremder Feuer mehr nach allen Richtungen ausdehnt.“

Der Knabe versprach es. Darauf nahte sich ein Jäger, der den Knaben sehr gut kannte und ihn mit nach seiner Heimath nahm. Seiner Stiefmutter war er allerdings kein willkommenener Gast, aber nachdem sie das verhängnißvolle rothe Band am Halse des Knaben gesehen hatte, fiel sie hin und starb.

Der Knabe wuchs rasch zu einem schmucken Jüngling heran und vermählte sich mit der schönsten Jungfrau seines Dorfes. Dieselbe liebte ihn über Alles, denn er war nicht allein der schnellste Läufer weit und breit, sondern hatte auch die größten und stärksten Bären zu Freunden. Doch blieb er auf die Länge der Zeit auch nicht vom Unglück verschont, denn seine Schwiegermutter nahm Wohnung bei ihm und führte sich auf, als ob sie die alleinige Herrin darin wäre. Ihr Hunger nach Bärenfleisch war geradezu unerfättlich und was das Schlimmste war, sie verlangte stets das Fleisch der Bären, welche Freunde ihres Schwiegersohnes waren. Ja, sie quälte ihn so lange, daß er sein Versprechen vergaß und einen Bären aus der betreffenden Familie schoß.

Kurz darauf kam ein Bote zu ihm und sagte, er solle sich zu

einer Rathsversammlung der Bären einfinden und sich mit viereu derselben in einen Wettlauf einlassen, bei dem er aller Wahrscheinlichkeit nach sein Leben verwirken werde. Mit einem schrecklichen Fluche auf seine teuflische Schwiegermutter verließ er den Wigwam und begab sich nach dem bezeichneten Plage, wo sich bereits alle Bären versammelt hatten.

Die Strecke für den Wettlauf war bereits abgesteckt und dicht vor dem Ziele lag ein knotiger Tannenbaum, über den jeder Läufer zu springen hatte. Der Wettlauf begann; doch als der Bär in die Nähe der Tanne kam, schlug ihm der Indianer plötzlich mit seinem Tomahawf den Schädel ein und hüpfte dann allein über den Baum. Ebenso verfuhr er mit dem zweiten und dem dritten Bären. Der vierte jedoch war der schnellste Läufer auf der ganzen Erde und dem Indianer war es daher angst und bange. blieb er Sieger, so wurde er der größte Häuptling der Welt; im andern Falle mußte er sich von den Bären in Stücke zerreißen lassen.

Der Wettlauf begann. Alle Thiere hatten sich versammelt, um denselben anzusehen. Der Indianer lief pfeilschnell, aber der verwünschte Bär blieb keinen Schritt hinter ihm. Die übrigen Bären riefen ihm beständig Muth zu, doch dem Indianer erzeugte Niemand diesen Liebesdienst. In seiner Verzweiflung versuchte er den Bären mit dem Tomahawf zu erschlagen; aber der Schlag ging fehl und der Bär hüpfte siegesfroh über den Tannenbaum. Der Indianer jedoch stürzte bei seinem Sprunge in einen spitzen Ast und blieb auf der Stelle todt.

So bestrafte ihn der Große Geist für seine Undankbarkeit.

27.

Weshalb die Senecas mit der Kröte Freundschaft schlossen.

Eines Tages zogen mehrere Senecas gegen ihre Feinde aus, um Scalpe und Kriegsruhm zu erbeuten. Auf ihrem Wege fanden sie nun die Spur eines ihnen unbekanntes Thieres und fragten ihren Häuptling, der allwissend war, um nähere Auskunft. Derselbe sprach: „Es ist dies der Weg der größten aller Bären; dieselben sind unbehaart

und so flug wie die Indianer. Sie können einen ganzen Stamm auffressen und werden doch noch lange nicht satt. Sobald Jemand ihren Weg kreuzt, wissen sie es und es wird nun nicht lange mehr dauern, so ist einer hier. Ich werde nun mit dem schnellsten Kanu dem Bären entgegengehen; ihr aber könnt während dieser Zeit hier bleiben.“ Darauf hing der Häuptling seinen Federichmuck an eine Eiche und machte die Bemerkung, daß, wenn derselbe herabfalle, sie vom Bären getödet worden seien.

Alsdann reisten die Weiden weiter, bis sie an den Zusammenfluß zweier Ströme kamen, wo sie Halt machten. Bald hörten sie dann ein gewaltiges Geräusch, das vom Donnergotte Heno selbst auszugehen schien. Doch es war der Riesenbär, der die zwei Indianer in seiner Nähe gewittert hatte. Dieselben versteckten sich nun eiligst hinter zwei Bäume und beschossen ihn mit Pfeilen, jedoch gänzlich erfolglos, denn die Haut des Bären hätte selbst kein Blitzstrahl durchbohrt. Doch gerieth der Bär in eine furchtbare Wuth, so daß er die harten Felsen kratzte, um seine Klauen zu schärfen. Auch biß er, um seine Zähne zu stärken, dermaßen in einen Eichenbaum, daß die Splitter in der ganzen Gegend umherflogen. Endlich erblickte er einen der beiden Indianer und stürzte augenblicklich auf ihn los. Beide verfolgten sich nun lange Zeit um einen dicken Baum herum, ohne daß der Eine den Andern erreichen konnte. Doch da der Indianer ein gewaltiger Springer war, so hüpfte er auf einmal auf das andere Ufer des Flusses und war somit in Sicherheit. Darauf machte der Bär auf den andern Indianer Jagd; doch da er bereits sehr müde war, so gelang es ihm nicht, denselben einzuholen; und als er darauf versuchte, über den Fluß zu springen, stürzte er kopfüber hin und streckte die beiden Vorderpfoten in die Luft. Schnell griff nun der eine Indianer zum Bogen und jagte einen scharfen Pfeil in die weiche Stelle der Klaue des Bären, wodurch er demselben eine tödtliche Wunde beibrachte, denn der Bär hatte an jener Stelle sein Herz. Nachdem das riesige Thier noch einige schreckliche Klagetöne ausgestoßen hatte, so daß alle Berge der Umgegend erzitterten, streckte es sich zum letzten Male und verschied.

Darauf machten sich die beiden Indianer wieder auf die Heimreise, um den Mitgliedern ihres Stammes die angenehme Nachricht zu bringen, daß der gefürchtete Riesenbär todt sei. Dieselben eilten

nun hocherfreut zur betreffenden Stelle, häuften trocknes Holz auf den Körper des Ungethüms und verbrannten ihn zu Asche. Als dieses geschehen war, sprach der Häuptling: „Seine Asche ist sehr giftig. Wer sich aber etwas davon nimmt und dabei wünscht, entweder ein tüchtiger Läufer, Springer, Schwimmer oder Jäger zu sein, dem wird seine Bitte gewährt!“

Dies ließen sich die Indianer natürlich nicht zweimal sagen; Jeder nahm ein Häuflein Asche und wünschte sich, was er am liebsten sein wollte. Der Häuptling ward auf diese Weise der schnellste aller Läufer auf der ganzen Erde.

Nachdem dieses vorbei war, näherten sie sich dem Dorfe, dessen feindlichen Bewohnern sie eine Niederlage bereiten wollten. Doch die Wigwams waren leer, denn die Leute wohnten einem großen Feste bei und sangen und tanzten wie rasend. Ja, sie waren von ihrer Feststimmung so berauscht, daß sie gar nicht einmal bemerkten, wie sich der gefürchtete Häuptling unter die Reihen der Tanzenden mischte und Einen nach dem Andern mit seinem Scalpirmesser niederstieß. Endlich jedoch bemerkten sie ihn und trieben ihn fort. Er lief zu seinem Stamme und bald darauf befanden sich die kampflustigen Parteien im hartnäckigen Handgemenge, in dem der verzwegene Häuptling gefangen genommen und seine Begleiter getödtet wurden.

Nun wurde ein Kriegsrath gehalten und beschloffen, dem Gefangenen eine gründliche Lektion zu geben. Sie machten zwei Steine glühend heiß und zwangen ihn, sich mit nackten Füßen darauf zu stellen. Als seine Fußsohlen voller Blasen waren, öffneten sie ihm dieselben und füllten sie mit heißer Asche aus. „Nun,“ sprachen sie, „Frau, laß uns sehen, wie schnell Du jetzt laufen kannst, denn Du mußt jetzt mit unserm besten Läufer um die Wette laufen!“

Darauf wurde die Strecke, welche sie zu durchlaufen hatten, abgesteckt und Beide eilten auf Kommando ihrem Ziele zu. Doch es zeigte sich bald, daß der Häuptling mit den verbrannten Füßen siegen würde, was die Indianer so sehr ärgerte, daß sie sich alle zu seiner Verfolgung aufmachten. Aber konnte ihn ihr bester Läufer nicht einholen, so war dies den Andern noch weniger möglich, und bald war er dann ihren Blicken gänzlich entschwunden.

Der unsägliche Qualen leidende Häuptling hatte sich in einen

Wald geflüchtet und kroch beim Anbruche der Nacht in einen hohlen Baumstamm.

Als es Morgen geworden, hörte er plötzlich eine Stimme in seiner Nähe:

„Du bist wohl sehr krank?“

„Leider!“

„Ich weiß es und deshalb kam ich her; denn ich will Dir helfen.“

Darauf legte die fremde Gestalt Heilkräuter auf die Füße des Indianers, worauf die Schmerzen augenblicklich nachließen.

„Du hast meinem Volke so oft geholfen,“ sagte sie, „und ich habe Dir nun dafür einen Gegendienst geleistet.“

„Wer bist Du?“ fragte der Häuptling.

„Ich werde gewöhnlich Kröte genannt. Du hast mich oft in der Nacht schreien hören, wenn mich die hungrige Schlange verschlingen wollte und dann hast Du sie jedesmal fortgejagt. Vergiß meiner und meines Volkes nicht, wenn Du wieder zu Hause angekommen bist. Hilfe uns und wir werden Dir helfen!“

Der Häuptling versprach es feierlich und seit jenem Tage sind die Senecas und die Kröten die treuesten Freunde.

28.

Cosmogonie der Senecas.

Am Anfange der Welt war überall nichts als Wasser zu sehen, auf dem Tausende von Enten lustig hin- und herschwammen. Von dieselben lebten, haben die alten Medicinmänner vergessen mitzutheilen.

Als eines Morgens nun die Sonne in ihrer Pracht am wolkenfreien Himmel aufgegangen war, sahen die Enten zu ihrem größten Erstaunen, daß hoch oben in der Luft eine wunderschöne Frau schwebte. Augenblicklich beriefen sie eine Rathsversammlung und beschloßen, der anmuthsvollen Frau entgegenzuzugreifen und sie mit ihren Flügeln aufzufangen, damit sie durch ihren Fall aus der unermesslichen Höhe keinen Schaden nehme. Auf diese Weise landete die schöne Frau wohlbehalten auf der ruhigen Oberfläche des Wassers.

Aber nun war die Frage, wie Lebensmittel für sie zu beschaffen seien.

Der Boden unter dem Wasser war schwer zu erreichen, denn er war zu tief; aber endlich entschloß sich denn doch eine beherzte Entenfamilie, das Wagniß, Futter aus der Tiefe zu holen, zu unternehmen. Es gelang ihnen auch zur allgemeinen Zufriedenheit.

Nachdem sie die fremde Frau auf diese Weise einige Monate ernährt hatten, kam ihnen das ewige Untertauchen doch etwas zu mühsam und langweilig vor und sie beauftragten die Schildkröte, für eine Erde über dem Wasser zu sorgen. Dieselbe holte darauf einen Mund voll Schlamm, legte ihn auf das Wasser, und siehe da, er fing an, nach allen Richtungen hin zu wachsen.

Jene Frau gab späterhin Zwillingen das Leben, die in ungewein kurzer Zeit laufen und sprechen lernten. Das größte Vergnügen dieser beiden Knaben bestand nun darin, täglich einmal um die Erde herumzulaufen; aber da sich die Erde noch immer ausdehnte, so war es ihnen bald nicht mehr möglich, sie in einem Tage zu umfreien. Aber sie liefen deshalb immer tapfer darauf los, und daher kommt es denn auch, daß ihre Nachkommen, die Indianer, noch bis auf den heutigen Tag ein unläsliches Leben führen.

Jene beiden Knaben vertrugen sich übrigens sehr schlecht mit einander, der Eine war gut, der Andere aber schlecht. Der Erstere schuf alle nützlichen, der Andere hingegen alle giftigen Pflanzen; der Erstere ließ den Mais, der Andere die Distel wachsen. Währendem sich der Eine mit dem Ackerbau beschäftigte, durchstrich der Andere nach Wild die Wälder — kurzum, der Eine war gerade das Gegentheil des Andern.

Damals konnte man noch die Tannenzapfen essen, denn wenn man sie im Feuer röstete, so wurden sie zu einer ganz vortrefflichen Speise. Auch war in jener Zeit der Mais noch viel besser als jetzt; denn der böse Bruder hatte, als er sah, wie sein Gegner Tannenzapfen rösten wollte, Asche darauf gestreut, wodurch sie für alle Zeiten ungenießbar wurden. Auch waren einige Aschenstäubchen auf den Mais gefallen, wodurch derselbe an seiner Nahrhaftigkeit bedeutend verlor.

Je älter beide Brüder wurden, desto mehr befehdeten sie sich. Eines Tages sagte der „Große Geist“ zu dem guten Jüngling: „Dein Bruder geht mit der Absicht um, Dich zu tödten, und er

wird Dich scheinbar im Scherze fragen, wovor Du am meisten Angst habest. Du sagst ihm alsdann, Du wärest am leichtesten mit einer Biene zu verwunden, worauf er Dir mittheilen wird, daß er sich am meisten vor den Hörnern eines Hirsches fürchte. Er wird darauf versuchen, Dich umzubringen; aber ich werde dir alsdann ein Hirschhorn aus dem Himmel zuwerfen, womit Du ihn vernichten kannst!"

Es geschah, wie der „Große Geist“ gesagt hatte; der böse Bruder ward getödtet, und so hatte die Menschheit eine Zeitlang Ruhe und Friede. Alle Stämme lebten friedlich bei einander und keinem Menschen fiel es ein, dem andern das Leben zu nehmen. Feldfrüchte wuchsen in Hülle und Fülle, die Wälder waren voll des besten Wildes und die Flüsse voll schmackhafter Fische, wofür dem „Großen Geiste“ ein allgemeines Dankjagungsfest gewidmet ward.

. 29.

Das hungrige Ehepaar.

Eines Winters wurde eine Jagdparthie der Senecas von großem Unglück verfolgt, denn wohin sie auch kamen, fanden sie kein Wild, so daß sie dem Hungertode ausgesetzt waren. Da beschloßen sie dann in einer Rathsverammlung, daß Jeder, der etwas Eßbares fände, es zum allgemeinen Besten hergeben solle.

Als nun ein Indianer ein Eichhörnchen geschossen hatte, wurde eine Suppe davon gekocht, die aus neun und neunzig Theilen Wassers bestand; aber die Leute freuten sich doch darüber.

Darauf schoß ein anderer erst kürzlich verheiratheter Seneca ein Stachelschwein und da er sah, daß seine Frau dem Hungertode nahe war, kochte er es, ohne den Andern ein Wort davon zu sagen, und gab es ihr. Diese fanden jedoch einige Stacheln in der Nähe seines Lagers, was sie zur Ueberzeugung brachte, daß er den allgemeinen Beschluß mißachtet hatte. Sie hielten darauf abermals eine Rathsverammlung ab und indem sie seiner Hingebung an seine hungrige Frau alles Lob zollten, so schloßen sie das Paar doch von der übrigen Gesellschaft zur Strafe aus und gossen Wasser auf ihr Lagerfeuer. Darauf zogen sie fort.

Es war sehr kalt und die Beiden froren sehr, da man sie ihrer

Felle beraubt hatte. Doch Skanowunde, wie der Mann hieß, verlor den Muth durchaus nicht und wußte sich stets zu helfen. Er rieb zwei Stücke trocknen Holzes so lange gegen einander, bis diese anzufingen zu brennen und so dauerte es nicht lange, bis sie gegen die Kälte geschützt waren. Dann schnitzte er sich mit einem Messer, das er noch zur rechten Zeit vor seinen Widersachern verborgen hatte, einen Bogen und bald fand er auch Wild in Hülle und Fülle.

Die Andern hingegen hatten kein Glück, denn der Gott Hame-nenu wollte sie wegen ihrer Grausamkeit gründlich bestrafen. Da nun die Eltern Skanowunde's fabelhafte Fresser waren, so überfielen sie einen Indianer nach dem andern heimlich und fraßen ihn auf und als sie endlich Alle verzehrt hatten, sprachen sie: „Wir wollen nun zurück zu unsern Kindern gehen und sie auch aufessen!“

Ehe sie nun abreißen, hatten die beiden jungen Eheleute eine Vision, durch welche sie gewarnt wurden, den Worten ihrer Eltern zu trauen. Sie zogen darauf so schnell als möglich fort und kamen an einen eisbedeckten See. Die Sonne schien herrlich vom Himmel hernieder und flüsterte ihnen zu: „Baut ein Canoe, denn die alten Leute werden bald hier sein. Ich werde das Eis auf dem See schmelzen, so daß ihr in eurem Schiffelein sicher seid!“

Sobald das Canoe fertig und mit Bär- und Hirschfleisch beladen war, erschienen die Alten und baten, sie doch mitfahren zu lassen. Aber die Sonne warnte die jungen Leute abermals und sie fuhren darauf allein ab. Die Alten suchten nun nachzueilen und watenen bis über den Hals in das Wasser. Plötzlich aber schnappte eine große Schildkröte nach dem Kopfe des Vaters und zog ihn hinab in die schlammige Tiefe. Seine Frau erlebte gleich darauf dasselbe Schicksal.

Die jungen Leute aber erreichten glücklich ihre alte Heimath wieder und erzählten den Zurückgebliebenen Abends die traurige Geschichte der unglücklichen Jagdparthie.

Entstehung des Hufeisenfalles am Niagara.

Durch irgend einen Contract sollte einst ein schönes Seneca-Mädchen gezwungen werden, einen häßlichen Indianer zu heirathen,

dessen Gesicht bereits voll tiefer Runzeln war. Da der Tag der Hochzeit bereits nahegerückt war und die Jungfrau vergeblich auf einen glücklichen Zufall, der sie aus ihrer traurigen Lage befreite, gehofft hatte, setzte sie sich in ihrer Verzweiflung in ein Canoe und ließ sich mit denselben die Niagarafälle hinuntertreiben. Heno, der Donnergott, der unter jenen Fällen wohnt, hatte dies jedoch mitangesehen, und da er im Besitze unzerbrechlicher Flügel war, so schoß er schnell durch den rauschenden Wasserstrom und ergriff die Jungfrau, ehe sie sich am Felsen unten den Kopf zerschmettert hatte. Er trug sie wohlbehalten in seine Höhle und lehrte sie daselbst nützliche, ihr bisher unbekannte Dinge. Auch erklärte er ihr das Geheimniß, weshalb ihr Stamm jedes Frühjahr einer entsetzlichen und verheerenden Pestilenz ausgefetzt sei. Er sagte, eine Schlange winde sich tief im Boden unter den Dörfern der Senecas hin und vergifte alles Wasser, damit die Indianer stürben; denn dieses Ungethier lebe nur von menschlichen Leichnamen und sein Appetit sei so groß, daß er durch die natürlichen Todesfälle nicht befriedigt werden könne.

Eines Tages nahm sie Heno unier seine Flügel und trug sie ihrem Wunsche gemäß in ihr heimatliches Dorf zurück. Dort erzählte sie ihren Bekannten von der großen Todeschlange und dieselben beschloffen darauf, sich einen anderen Wohnplatz aufzusuchen. Doch sobald die Schlange merkte, daß die Leichname nicht mehr so zahlreich zu finden waren, machte sie sich, nachdem sie endlich die wahre Ursache dieses Umstandes entdeckt hatte, eilends auf, den Entflohenen nachzuziehen. Doch Heno hatte sie beständig im Auge behalten, und als sie in die Nähe des Niagarastromes kam, ließ er so lange seine Blicke, die er beständig in einem großen Kranze bei sich trug, auf sie spielen, bis sie ihr Leben aushauchte. Ihr Körper floß den Niagara hinab und staute sich eine Zeitlang an den Fällen, wodurch der sogenannte Hufeisenfall entstand.

31.

Die Zerstreung der Stämme und der erste Medicinmann.

Vor vielen hundert Jahren bildeten die Indianer eine große Familie und sprachen eine und dieselbe Sprache. Sie bewohnten

damals die Gegend, wo jetzt die Städte New-York und Brooklyn stehen, und wurden von einem mächtigen Häuptling regiert, der so klug war, daß er Jedem die Zukunft voraussagen konnte.

Derselbe gab eines Tages Befehl, daß sich jeder Familienvater ein geräumiges Canoe bauen sollte, um damit den Hudson hinaufzufahren. Jeder machte sich nun gleich an die Arbeit und in kurzer Zeit war jener Fluß siebenzig Meilen lang von Ufer zu Ufer mit Booten bedeckt.

Nachdem sie eine Zeitlang gerudert hatten, kamen sie an einen kleinen Nebenfluß, dem mehrere Familien folgten. „Laßt sie nur gehen,“ sprach der Häuptling zu den darüber murrenden Leuten, „sie werden bald einen Stamm für sich bilden und eine besondere Sprache haben. Wir wollen sie Mohikaner nennen.“

Hierauf fuhren die Uebrigen weiter und kamen an den Platz, wo jetzt Albany steht. Dort hielten sie eine Rathsversammlung ab, und wieder beschloßen Einige, ihren eigenen Weg zu gehen. „Es sei so,“ sprach der Häuptling; „sie werden ebenfalls eine mächtige Nation werden und man soll sie St. Regis-Indianer nennen.“

Als darauf der Rest an den Mohawk-Fluß kam, hatten Mehrere Lust, sich in jenem fruchtbaren Thale anzusiedeln. Der Häuptling hatte wieder nicht das Geringste dagegen einzuwenden und sprach: „Man soll sie in Zukunft Mohawks nennen!“

Als die Uebrigen die Stelle erreicht hatten, wo jetzt das Städtchen Rome steht, sprach der Häuptling: „Nehmt eure Canoes auf die Schultern und tragt sie über diese Gebirge!“ Dies geschah und bald erblickten sie den Ontario-See vor sich, der Einigen so gut gefiel, daß sie sich an seinen Ufern niederließen. Sie wurden daher Oneidas genannt.

Die nächsten Indianer, welche den Hauptstamm verließen, um sich am Oswego-See anzusiedeln, erhielten den Namen Onondagos; ihnen folgten die Cayugas.

Der etwas klein gewordene Rest wanderte vergnügt westlich weiter und kam an einen Gebirgszug, dessen Bäche von unzähligen Forellen wimmelten. Als sich nun ein Indianer auf eine hohe Felsenspitze stellte, kam es ihm vor, als habe sich der silberne Mond vor ihm auf die Erde gelegt, in Wirklichkeit aber war es nichts weiter als das Wasser des Erie-Sees. „Hawenenu hat mächtige

Wasser vor uns ausgestreckt," sagten sie, „wir danken ihm herzlich und wollen nun ihm zu Ehren unsere Wohnungen dahier aufschlagen.“ Dies waren die Senecas.

Nach kurzer Zeit vermehrte sich jedoch ihre Anzahl derart, daß sie sich in drei Unterstämme zertheilen mußten, wovon der eine an Erie-See und an den Niagarafällen blieb. Der andere kreuzte glücklich den Niagarafluß und ließ sich in den dichten Wäldern des canadischen Ufers nieder. Dieselben wurden Tuscaroras genannt.

Die dritte Abtheilung giug südlich und nahm den Namen Alleghanies an.

Immerhin aber waren von der Anzahl der Auswanderer noch so viele übrig geblieben, daß es nicht rathsam für sie war, ebenfalls in der Nähe der Senecas zu bleiben; sie zogen also weiter und kamen an den Mississippi, über den ein guter Geist eine aus zwei mächtigen Baumstämmen bestehende Brücke gelegt hatte. Als die Hälfte der Indianer glücklich das jenseitige Ufer erreicht hatte und sich die andere noch auf der Mitte der Brücke befand, wurde letztere plötzlich stromabwärts getrieben und die Indianer auf diese Weise wieder an dem diesseitigen Ufer gelandet. Dies waren die Ticherolesen und Shawnis. Die auf dem andern Ufer, bei welchen der berühmte Häuptling blieb, wurden Dakotas genannt.

Eines Tages versammelte jener Häuptling seine Getreuen und sprach zu ihnen: „Ihr werdet nun krank werden und sterben; vergeßt daher meine Worte nicht. Sobald Jemand todt ist, legt ihr ihn mit dem Kopfe nach der untergehenden Sonne und begrabt ihn tief in die Erde. Ihr werdet Alle krank werden, doch will ich euch sagen, was ihr thun sollt, denn ich kenne alle Heilkräuter der Erde.“ Darauf zeigte er ihnen dieselben und fuhr fort: „Ich bin ein Doktor, und ihr werdet krank werden. Geht sehr sorgfältig mit dieser Medicin um, denn sie hat die Kraft, die Kranken zu heilen. Bald aber werden fremde Leute mit weißen Gesichtern kommen und euch den Tod bringen. Sie werden auf weißen Wolken in euere Jagdgründe einziehen und ihre Sprache werdet ihr nicht verstehen.“

Als mehrere Jahre vergangen waren, wurde der alte Häuptling krank und starb. Seine letzten Worte waren: „Wenn ich todt und begraben bin, müßt ihr etwas thun, daß ich euch noch nicht gesagt habe. Ihr müßt alsdann Alle weinen und zwar sehr laut. Auch

müßt ihr euren Brüdern auf der andern Seite zurufen: „Goweh! Goweh! der Tod ist gekommen! Dies soll stets euer Todesignal sein. Laßt jedesmal, wenn Einer stirbt, eure Thränen zur Erde fließen und ich werde Haweneyu bitten, euch Hirsche, Bären und Stachel-
schweine zu schicken!“

So ist es denn auch gekommen. Daraus ist ersichtlich, daß mit den Doktoren auch zugleich Krankheit und Tod auf Erden erschienen.

32.

Wie das Sternbild des Drachen und des Saturn mit seinen Monden entstand.

Eines der Hauptspiele, womit sich die Senecas im Winter die Zeit vertreiben, bildet das Abschießen der Schneeschlange. Es wird ein gerades, ungefähr acht Fuß langes Stämmchen eines Walnuß- oder Hickory-Baumes genommen und ein Kopf daran geschnitten, der dem einer Schlange gleicht. Nachdem nun jeder Indianer sich ein solches Instrument verfertigt hat, versammeln sie sich zu einer bestimmten Zeit, und dann versucht ein Jeder seine Schlange so schnell wie möglich über die harte Kruste des Schnees gleiten zu lassen. Derjenige, der sie am weitesten zu schnellen vermag, ist natürlich Sieger.

Als sich nun eines Tages die Senecas auch wieder versammelt hatten, um jenem Zeitvertreib zu fröhnen, schien es, als ob die Schneeschlange des Häuptlings in ihrem Laufe nicht einhalten wollte, und je länger sie hinsahen, desto mehr vergewisserten sie sich dieser seltsamen Thatsache.

Augenblicklich eilten ihr nun die berühmtesten Schnellläufer nach, aber sie fanden bald aus, daß es eine Unmöglichkeit war, sie einzuholen; ja, die Schneeschlange erhob sich zuletzt von der Erde und eilte mit feurigen Flügeln dem Himmel zu. Je höher sie flog, desto größer ward sie, und jetzt bildet sie das unter dem Namen „der Drache“ bekannte Sternbild.

Kurze Zeit darauf wurden die Jünglinge der Senecas in die Kunst des Kriegstanzes eingeweiht. Da ihnen bei dieser Gelegenheit jedoch nur wenig zu essen gegeben wurde, so machte einer der neun

Jünglinge, der ein tüchtiger Sänger war und die Zuschauer mit allerlei muntern Liedern unterhielt, den Vorschlag, es solle am nächsten Abend ein Jeder die besten Geware mitbringen, die er nur aufreiben könne, damit sie doch auch einmal ein paar recht vergnügte Stunden zusammen verleben könnten.

Der nächste Abend brach an, aber Keiner hatte das Ersehnte mitgebracht. Als nun jener Sänger wieder seine Lieder anstimmte, erhoben sich allmählig alle neun Jünglinge von ihren Sigen und stiegen immer höher und höher in die Luft. Nun eilten ihre geängstigten Eltern nach allen Richtungen, um die besten Speisen, Bohnen, gestoßenes Korn und Stachelschweinefleisch herbeizuholen; aber es war zu spät, — die Jünglinge eilten, um den Sänger hüpfend, dem Himmel zu, woselbst sie heute noch als Monde um den Planeten Saturn, den ehemaligen Sänger, tanzen.

33.

Das weiße Boot des Niagara.

Zu der Zeit, da noch kein europäischer Fuß die ungeheuren dichten Wälder Amerika's betreten und noch kein Kampfgeschrei die dort herrschende Stille unterbrochen hatte, war es bei den in der Nähe der großen Seen wohnenden Indianern Brauch, alljährlich dem „Großen Geist,“ als dessen Lieblingsaufenthalt sie den herrlichen Wasserfall des Niagara betrachteten, die schönste Jungfrau ihres Volkes zu opfern.

Festlich gekleidet, mit den schönsten Blumen des Waldes geschmückt, bestieg das auserlesene Opfer ein weißes Boot, welches ebenfalls reich befränzt und mit den besten Früchten, wie sie eben die einfachen Kinder der Natur zu geben vermochten, angefüllt war, um von den eilenden Bogen dem schäumenden Abgrund zugeführt zu werden, in dessen Tiefe sie versank auf Nimmerwiedersichn.

So geschah es denn einst in dem sonnigen Monat August, daß dieser alten Sitte gemäß die benachbarten Indianerstämme sich wieder am Niagaraflusse versammelt hatten.

Lenois, das einzige zärtlich geliebte Kind Orantas, des tapfersten

Häuptlings der Senecas, ward als Opfer für den „Großen Geist des Falles“ bestimmt. Dranta, der stolze Häuptling, der so oft seine Feinde besiegt und ohne Gnade getödtet, auch selbst dem Tode schon mehr als einmal kaltblütig in das Auge geschaut hatte, zitterte bei dem Gedanken, sein einziges Kind zu verlieren. „Veer und einjam wird mein Zelt stehen!“ rief er aus, „und Niemand wird mich pflegen, wenn ich alt und krank werde; denn mein Weib, die gute und getreue Catna, ist ja schon längst zu dem Großen Geiste heimgegangen.“

— Aber hochgeehrt ist der Stamm, aus dessen Mitte das Opfer erkoren wird, und Dranta, der nie eine Schwäche gezeigt, muß seinen Schmerz bezwingen.

Die entscheidende Stunde nahte. — Angethan mit dem lichten Festgewand, leuchtende Blüthen in dem herabwallenden schwarzen Haar, tritt Lenois, die liebliche Jungfrau des Urwaldes, zu ihrem Vater heran. Schnell nimmt sie Abschied und besteigt das ihrer harrende weiße Boot, welches alsbald losgebunden, mit des Stromes Geschwindigkeit sich dem furchtbaren Falle nähert. Da, in dem Augenblicke, als das Fahrzeug am Rande des Abgrundes angelangt, wird sein Sturz durch einen wunderbaren Zufall einen Moment verzögert, und Lenois, in dem Wunsche, nur noch ein einziges Mal den vielgeliebten Vater zu sehen, schaut zurück und erblickt ihn in einem zweiten Kahn, nur wenige Schritte von sich entfernt. Die augenblickliche Verzögerung des Kahnes bringt seinen Kahn an die Seite des ihrigen. Noch ein Blick, ein Schrei — und Hand in Hand stürzen Vater und Tochter in den graufigen Strudel, während das Geschrei und Geheul der Senecas sich mit dem Getöse des Niagara vermischte, den sie in ihrer einfachen Sprache auch „Wasser des Donners“ nennen.

34.

Eine Sage der Osages.

Eine große Abtheilung der Osage-Indianer hatte sich am Flusse Nicanansa niedergelassen. Darunter befand sich auch ein junger tüchtiger Jäger, der sich mit dem schönsten Mädchen des Stammes, der „Blume der Prairie“, verlobt hatte. Derselbe ging einstens nach

St. Louis, um seine Pelze zu verwerthen und Schmucksachen für seine Braut zu kaufen. Nach Verlauf einiger Wochen kehrte er wieder zurück, fand jedoch das Lager aufgebrochen; nur wenige Pfosten zeigten die Stelle an, wo es früher stand. In einer Entfernung sah er am Ufer des Flusses eine junge Frau, die zu waschen schien. Es war seine Verlobte. Er eilte auf sie zu, um sie zu umarmen, aber sie wandte sich weinend von ihm ab. Er ahnte, daß seinem Stamme ein Unglück begegnet war.

„Wo sind unsere Leute?“ fragte er.

„Sie sind nach dem Wagrushka-Flusse gezogen.“

„Warum bleibst Du allein zurück?“

„Ich wartete auf Dich!“

„Dann laß uns schnell zu unsern Leuten eilen.“

Darauf gab er ihr sein Bündel und ging voraus. Als sie den Rauch des neuen Lagers sahen, sagte sie: „Es paßt sich nicht, daß wir Beide zusammen hingehen; ich will hier warten!“

Der Jäger ging allein in das Lager und ward daselbst von ihren Verwandten mit traurigen Gesichtern empfangen.

„Was ist vorgefallen und warum seht Ihr Alle so traurig aus?“ fragte er.

Doch Niemand gab ihm Antwort.

Darauf ging er zu seiner Schwester und bat sie, seine Braut in's Lager zu führen.

„Wo soll ich sie suchen? Sie starb vorgestern,“ antwortete sie.

Er aber wollte dies nicht glauben und sagte, daß er sie in bester Gesundheit ganz in der Nähe zurückgelassen habe und sie zu ihr führen wolle.

Er führte seine Schwester an den Baum, bei welchem sie sich niedergelegt hatte; aber sie war nirgends zu sehen. Sein Bündel lag auf der Erde.

35.

Die indianische Mammuth-Sage.

Merkwürdig stimmt oft eine alte, längstverklungene Sage mit den Ergebnissen überein, zu denen erst Jahrhunderte geistiger Thätigkeit und Anstrengung mühsam gelangten.

So lebt unter den Indianern des Staates New-York eine schon vor einem Jahrhundert verzeichnete, nunmehr wieder vergessene Sage über das einstige Bestehen eines gewaltigen Thieres, das in grauer Vorzeit in den dortigen Wäldern gehaust. Erst anfangs dieses Jahrhunderts wurde zu New-York dem bergenden Schooße der Erde das Gerippe des Riesengeschöpfes entrisen, welches allgemein als Mammoth bekannt ist und worauf sich zweifelsohne jene dunkle Sage bezieht, die wir hier ihrer Unbekanntheit halber mittheilen wollen.

„Vor zehntausend Monden,“ erzählen die Indianer, „als nur düstere Wälder dieses Land der sinkenden Sonne bedeckten, lange bevor der blasse Mann, der über Blitz und Donner gebietet, auf der Windesbraut Schwingen hereingerauscht, um den Garten der Natur zu zerstören — da noch Niemand als der ungezähmte Wanderer in den Wäldern, und Männer, frei und ungebunden wie dieser, die einzigen Herren dieses Landes waren — lebte ein Thiergeschlecht, ungeheuer wie der gährende Abgrund, grausam wie der blutdürstige Panther, schnell wie der aus den Lüften herabstürzende Nar und gräßlich wie der Engel der Nacht. Fichten krachten unter der Wucht seines Trittes und Seen nahmen ab, suchten jene Thiere darin Löschung ihres Durstes; vergebens wurde gegen sie der gewaltige Wurfspeer geschleudert; harmlos prallte von ihrer Flanke zurück das gesieberte Wurfschloß. Weite Waldungen verwüstete das Bedürfniß einer einzigen Mahlzeit; das Röcheln verendender Ungeheuer erfüllte allenthalben die Lüfte und ganze von Menschen bewohnte Dörfer verschwanden wie im Nu zerstört. Des allgemeinen Jammers Nothgeschrei ertönte sogar bis in die friedensreichen Gefilde des Westens und der gute Geist kam den Unglücklichen zu Hülfe. Der gezackte Blitz erleuchtete das Dunkel und des Donners lauteste Schläge erschütterten die Grundfesten des Erdballs. Des Himmels Donnerkeile trafen allein die grausamen Ungethüme und die Gebirge wiederhallten vom Echo ihres Todesgebrülls. Alle wurden sie erschlagen die Ungeheuer, bis auf eines, der Schrecklichen Schrecklichstes, welches sogar des Ewigen Feuerflüme vergebens zu vernichten suchten. Den mächtigsten Gipfel erklimm es, der da hineinragt in des Himmels Bläue und die Quellen des Monangahela beschattet; von dort aus, weithin vernehmlich röchelnd, bot es jedweder Noth Troß. Verjüngend fiel ringsum das rothe Feuer des Bliges auf die stolzen

Föhren und spaltete die knorrigen Eichen; aber blöde gloszte in die Verwüstung das wuthentbrannte Gethier. Endlich, rasend vor Schmerz, übersprang es mit einem Sahe die Wellen des Westens, wo es jetzt noch herrscht — ein unbezähmter Monarch der Wildniß — zum ewigen Troß des Allmächtigen.“

Sprachlich 'weniger bedeutend, dem Inhalte nach aber beinahe gleichlautend, wird diese Sage an anderen Orten gefunden: „In alten Zeiten kam eine Herde gewaltiger Thiere, um das Salzwasser zu lecken, und begann hiebei die Ausrottung aller Bären, Büffel, Hirsche und anderer Thiere, die der gute Geist zu Nuß und Frommen der Indianer erschaffen hatte; dies verdroß den großen Geist, so daß er auf einen benachbarten Berg herniederstieg, wo noch der Eindruck seines Sitzes und eines seiner Füße zu sehen ist, und seine Blitze auf die Ungeheuer schleuderte. Alle tödtete er, bis auf eines, das größte unter ihnen, welches, sein breites Stirnhaupt den Keilen entgegenhaltend, dieselben einfach abschüttelte, daß sie zu Boden fielen; endlich aber dennoch an der Seite verwundet, sprang es über den Wahbass, den Illinois und die großen Seen, hinter denen es heute noch lebt.“

36.

Kahlanno.

Die ersten Entdeckungen von Gold in Californien wurden im Jahre 1848 gemacht, in welchem Jahre 10 Millionen Dollars aus den Minen gewonnen wurden. Diese Summe vergrößerte sich mit jedem Jahre so, daß sie schon 1853 fünfundsechzig Millionen Dollars betrug. Die Ueberschläge, welche von Bergingenieuren, Bankiers und anderen praktischen Geschäftsleuten sowohl in San Francisco als in Californien im Allgemeinen über das Gesamterträgniß des Staates gemacht worden sind, variiren zwischen 1400 und 1600 Millionen Dollars. Diese Unermeßlichkeit des Goldreichtums zog eine solche Menge von Auswanderern nach jenem Lande, daß kein anderes in so kurzer Zeit so stark bevölkert worden ist.

Californien hat viele Binnenseen. Zu diesen gehört auch der Gold-Lake (Goldsee), welcher im Jahre 1850 zu einer unge-

heuren Aufregung unter den Goldgräbern Veranlassung gab. Es hatte sich nämlich durch Erzählungen der Indianer das Gerücht verbreitet, der Grund dieses See's sei buchstäblich mit Gold bedeckt. Es stellte sich indessen bald heraus, daß das Ganze ein Märchen sei. Der See erhielt bei dieser Gelegenheit den angeführten Namen.

Mit jener Sage steht eine andere in Verbindung, welche heute noch im Munde der Rothhäute sich erhalten hat und von Hotakah, einem alten Pyutt-Indianer, im Jahre 1860 einem Mitglied der californischen Presse erzählt wurde, welcher einen Ausflug nach dem Calaveras-Hain gemacht und dort mit jenem zusammengetroffen. Dieser Hain ist, nebenbei bemerkt, erst 1850, und die Mariposa-Haine sogar erst 1855 entdeckt worden. Vor dieser Zeit hatte man keine Kunde davon, daß die ungeheuren Riesen des Waldes, aus welchen diese Haine bestehen, je den weißen Menschen bekannt geworden seien. Es gibt in diesen Hainen Bäume, welche eine Höhe von 400 Fuß erreichen und einen Durchmesser von 50 Fuß, also einen Umfang von fast 156 Fuß haben. Eine Höhe von 200—300 Fuß ist etwas ganz Gewöhnliches. Diese Riesenbäume wachsen in einem tiefen, fruchtbaren Erdboden, die Stämme erheben sich schnurgerade, ohne ihren Umfang merklich zu verändern, sind bis zu einer Höhe von 100 Fuß astlos und stehen so nahe aneinander, daß ihre Zweige sich gegenseitig verschlingen und eine Masse gemischten Laubwerks darstellen. Sie gehören zum Geschlecht der Zapfentragenden und liefern ein sehr dauerhaftes Bauholz.

In jenem Calaveras-Hain also erzählte der schon viele Jahre erblindete Hotakah die Sage von Kahlanno:

Viele, viele Jahre zurück war der Stamm der Pyutt groß und mächtig und seine Jagdgründe erstreckten sich vom Humboldtfluß bis nach Honey-Lake-Valley. Ihre Schlachtrosse und Krieger zählten nach Tausenden und die letzteren waren tapfer und erschienen im Vergleich mit den jetzigen halb verhungerten Geschöpfen wie junge Riesen. Zwischen ihnen und den Washoe's herrschte damals kein Streit. Beide jagten gemeinschaftlich und beuteten ihre Reviere in Frieden mit einander aus. Dieses freundschaftliche Verhältniß dauerte lange, bis ein merkwürdiges Ereigniß jene Freundschaft in eine Todfeindschaft verwandelte; dieselbe wird auch fortauern, bis die letzte Spur des rothen Mannes von der Kultur der Weißen verwischt ist.

Eines Morgens nämlich, als die Sonne eben hinter den Bergen aufgestiegen war, kam ein weißer Mann, bleich und hungrig aussehend, die Seite eines Berges herab und bat bei Kaywoodtuck, dem Häuptling der Pyutts, um Nahrung. Man gab dem Wanderer getrocknete Beeren und geröstetes Wildpret und pflegte ihn, bis er wieder zu Kräften gekommen.

Nach und nach versöhnte sich der Mann mit seinem Schicksal. Er nahm an den Jagden Theil und nach wenigen Monaten lernte er die Sprache des Stammes sprechen und eignete sich dessen Sitten und Gebräuche an. Ob reines kastilianisches oder anglosächsisches Blut in den Adern des Mannes rollte, ist nicht ermittelt worden; nur so viel ist gewiß, daß vor der Zeit noch nie ein weißer Mann jene Gegend betreten. Derselbe stieg mit der Zeit in der Gunst des Stammes und heirathete Kaywoodtuck's schönste Tochter, welche ihn mit der ganzen Gluth ihrer Rasse liebte und bald eine Tochter gebar. Diese wurde der allgemeine Liebling und als sie älter geworden, konnte sie mit leichteren Füßen tanzen als irgend ein anderes Mädchen ihres Stammes, weshalb man ihr den Namen Kahlanno (eine schöne Tänzerin) beilegte. Ihre Reize gewannen ihr bald die Liebe von Mowatoo und Hoochero; der Letztere war vom Stamme der Bashoe's und zugleich der von dem Mädchen Begünstigte. Ihre Mutter und die Andern ihres Stammes mißbilligten ihre Wahl und gaben Mowatoo, als dem Sohne eines der Tapfersten der Pyutts, den Vorzug. Das Mädchen entwickelte sich täglich zu schöneren Reizen und hatte in ihrer Farbe das Bleiche, welches ihres Vaters Abstammung verrieth.

Eines Tages verschwand der weiße Mann, Kahlanno's Vater, ebenso geheimnißvoll wie er gekommen war, und allerlei Vermuthungen wurden angestellt, was und wer derselbe wohl gewesen sein könnte.

Hoochero saß oft an dem See mit Kahlanno liebend und Beide waren entzückt von dem Panzer der sie umgebenden Landschaft. Immer mehr sah Mowatoo seine Aussichten schwinden und in seinem Herzen entstand ein Rachegefühl gegen seinen glücklichen Nebenbuhler.

Da traf es sich eines Tages, daß zwischen beiden Liebhabern, als sie am Abhange eines Berges jagten, sich ein Streit entspann,

welcher damit endete, daß Nowatoo auf Hoochero anlegte und mit einem vergifteten Pfeil das Herz seines Nebenbuhlers durchbohrte.

Kahlanno war durch den Tod ihres Geliebten untröstlich, und ihr Schmerz erhöhte sich noch mehr, als sie sah, daß sie die Gunst des ganzen Stammes verloren hatte und ihre Mutter sie sogar verachtete, wegen des Blutes des Weißen, der ihr Vater war. Die Liebe Nowatoo's konnte bei Kahlanno die Leere nicht ausfüllen, die durch den Tod Hoochero's in ihrem Innern entstanden war.

Da machte sie sich in einer Nacht, in welcher der Mond seinen Silberschatten auf die Erde warf, auf, flüchtete gebrochenen Herzens in das Dunkel der Berge, und gelangte auf Pfaden, welche nur die flüchtigen Hirsche zu betreten pflegen, bis zu jenem See, der im bleichen Lichte des Mondes ruhig und im Frieden schlummerte. Hier in dieser feierlichen Stille ließ das Mädchen seinen Thränen freien Lauf und sie fielen gleich nächtlichem Thau auf die schlummernden Blumen herab. Mit in Thränen schwimmenden Augen sank sie endlich bewußtlos zu Boden.

Nach geraumer Zeit erwachte sie wie aus einem Traum; dann erhob sie sich und bestieg ein Canoe, das sie nach der Mitte des See's hinaustrieb. Dort richtete sie sich im Vorderrtheile des Bootes auf, und wurde, wie durch den Silberglanz des Mondes emporgezogen, immer größer und größer. Lange stand sie mit emporgehaltenen Händen da, einer überirdischen Gestalt gleich, unbewegt und in stiller Verzückung. Noch einmal schien sie sich emporzuheben, dann schlug sie ihre Arme über ihrem Haupte zusammen und — verschwunden war sie für immer in den geräuschlosen Wellen des Sees. Der fieberhafte Traum des Lebens war vorüber, ihr Kampf und ihr Schmerz waren zu Ende.

Der Mond verbunkelte sich. Wie ein Trauerschleier hingen schwarze Wolken über dem Antlitz der Natur und hinter jenen verbargen die Sterne ihre flimmernden Augen. Ein Engel schwebte über das Wasser hin und entführte aus demselben den Geist Kahlanno's himmelwärts. Die Hand, welche den Washoe getödtet, verdorrte, und so oft Nowatoo nach dem See kam, um seinen dahinsiehenden Körper zu baden, erhob sich aus den Wellen ein grauen-erregendes Getöse. Der „Große Geist“ zeigte damit seinen Zorn. Die Berge jener Gegend verloren ihre unermessliche Höhe, die Felsen zer-

bröckelten und stürzten herab und die Lagerfeuer der Pyutt-Indianer erlöschten allmählig, der Stamm schmolz immer mehr zusammen und zog sich zurück, flüchtend vor der fortschreitenden Civilisation. Gras und Blumen verdorrten und die Jagd war nicht mehr ergiebig genug und Viele starben vor Hunger. Je schlechter die Zeiten wurden, desto mehr waren sie überzeugt, daß der große Geist sie verfolge, welcher für jene Handlung Nowatoo's bis heute noch nicht verjöhnt ist. Mit dem weißen Manne, heißt es in der Mythe, sei das Unglück über das Land und über den Stamm gekommen.

So lautet, nach californischen Quellen, die Sage von Kahlano.

37.

Eine Sage aus Texas.

Nordöstlich von Friedrichsburg in Texas beginnt das Urgebirge. Ein Panorama von überraschender Schönheit und eigenthümlichem Charakter bietet sich dem Auge dar. Weit in nebliger Ferne verschwimmende, dunttblaue Gebirgsmassen, die sich in seltsamen Formen übereinander thürmen; vor uns ein unermessliches Thal, ein wogendes Laubmeer, aus dem barockgestaltete Felsmassen emporstehen, auf deren Gipfel man alte Ritterschlösser zu erblicken meint. Zur Rechten glüht im Sonnenlicht, wie eine feurige Masse, ein mächtiger Berg in Form eines Daches, der Hausberg genannt, ein solider Granitblock, in welchem rother Feldspath und Glimmer vorherrschen, wodurch der eigenthümliche Lichteffect erzeugt wird. Noch seltsamer strahlt ein weiterhin gelegener Berg. Bei untergehender Sonne erscheint er wie eine rothglühende Eisenmasse, durch die ein silbernes Band vom Gipfel bis zum Fuße läuft, während man oben, rechts und links vom silbernen Gürtel, ein paar riesige, menschliche Gestalten zu sehen glaubt. Das ist der „verzauberte Berg“ der Indianer. Die Figuren auf dem Gipfel sind kolossale Felsmassen, die säulenförmig aufstehen. Das silberne Band ist ein Gießbach, dessen Quelle seltsamer Weise auf dem Plateau liegt und dessen Wasser von Fels zu Fels in die Tiefe hinunterstürzt. Eine alte Indianersage sucht die Entstehung des Berges zu erklären.

Es soll nämlich in uralten Zeiten da, wo jetzt das Urgebirge liegt, ein prächtiges Palmenland existirt haben, mit unermesslichen Wäldern, in denen es Wild im Ueberfluß gab, mit prächtigen Weiden, gründen und einem großen See, dessen jenseitiges Ufer Niemand gesehen.

In diesem Lande wohnte ein Indianerstamm, dessen Häuptling eine schöne Tochter hatte. Ein junger Indianer hatte sich sterblich in sie verliebt, das Mädchen aber war für den Häuptling eines benachbarten Stammes bestimmt und sollte diesem an den großen Festtagen der Indianer übergeben werden. An diesen Tagen durfte Niemand das Wasser des Sees berühren, da der große Geist in demselben wohnte und den bösen Geist, der das Volk der Indianer zu zerstören trachtete, abhielt, Unheil anzustiften. Es war eine alte Sage unter jenen Indianern, daß, wenn es dem bösen Geist gelänge, ein menschliches Wesen während der großen Festtage zum Betreten des Sees zu bewegen, der gute Geist die Gegend verlassen und das ganze herrliche Land versinken würde.

Die Zeit war gekommen, wo der fremde Häuptling die Tochter der Indianer aus dem glücklichen Thale heimführen sollte. Eine große Jagd wurde von beiden Indianerstämmen veranstaltet, an der alle jungen Krieger theilnahmen. Nur der Liebhaber der Indianerin schloß sich von dem Jagdzuge aus, um bei seiner Liebsten bleiben zu können, die ihm so bald entrißen werden sollte.

Da trat in der Nacht ein fremder, seltsam ausschauender, riesig großer Indianer zu ihm und sagte zu ihm, daß er sein Verhältniß zur Tochter des Häuptlings beobachtet habe und ihm helfen wolle. Er werde in der Nacht der großen Tage mit einem Canoe am Ufer des See's erscheinen. Er möge dann mit dem jungen Mädchen in das Canoe eilen und er würde sie an das jenseitige Ufer bringen, wo sie vor aller Nachforschung sicher seien. Die Einwürfe des jungen Mannes, daß es verboten sei, an jenem Tage das Ufer zu betreten und auf das Wasser zu gehen, beseitigte er damit, daß er sagte, wenn er in das Canoe steige, komme er mit dem Wasser gar nicht in Berührung.

Damit verschwand der böse Geist, denn dieser war es, der den jungen Mann versuchte.

Am Abend des ersten großen Festtages sollte die Tochter des

Häuptlings dem fremden Manne, den sie gar nicht kannte, übergeben werden. Helle Feuer brannten am See und unter den Palmen; alle Hütten waren festlich geschmückt; die ganze Jagdbeute lag vor der Hütte des Häuptlings. Alles Volk hatte sich versammelt; die Ceremonie der ehelichen Vereinigung sollte beginnen.

Die Braut erschien in kostbaren Gewändern von Fellen, geschmückt mit Perlen und bunten Federn. Da zeigte sich auf dem Meere ein dunkler Punkt in weiter Ferne. Alles war entsetzt! Was sollte das bedeuten? Der Punkt kam näher und man erkannte ein Canoe, das von einem Manne gesteuert wurde. Das Canoe trieb gerade auf das Ufer los. Kaum hatte es daselbe berührt, als der junge Indianer die Braut umschlang, sie zum Ufer trug und mit ihr in das Canoe sprang, das wie ein Pfeil hinaus schoß in den See. Niemand war dem frechen Räuber gefolgt, Niemand wagte sich dem See zu nähern. Aber die Frevelthat war geschehen. Plötzlich brauste das Wasser auf, die Wellen schlugen hoch in die Luft, Blitze zuckten vom Himmel hernieder, die Erde riß auseinander, dürre Felsmassen stiegen auf und ein riesiger Berg hob das Canoe mit den beiden Insassen — der böse Geist war längst verschwunden — empor. Die ganze Gegend war verändert. Wo ehemals Palmenhaine standen, thürmten sich Granitmassen übereinander; wo der See gewesen, war jetzt ein Meer von Steinen, und aus diesem ragte der „verzauberte Berg“ empor, den versteinerten Indianer und das geraubte Mädchen auf seinem Rücken tragend. Von dem prächtigen See ist nichts übrig geblieben, als die Quelle auf dem Berge. Und die Indianer, welche die Katastrophe überlebten, hatten von da ab ein trauriges Dasein.

38.

Tävi und Tawats.

In frühern Zeiten besuchte die Sonne die Erde nur dann, wann es ihr gerade einfiel. Oft kam sie alsdann der Erde so nahe, daß Alles versengt und verbrannt wurde; oft aber auch schief sie so lange in ihrer Höhle, daß die Erde vor Kälte erstarrte.

Da saß nun einmal Tawats, der Hasengott, mit seiner Familie beim Lagerfeuer im stillen Walde und wartete auf das Erscheinen

Tävis, des faulen Sonnengottes. Er wartete gar lange vergeblich und fiel endlich in einen gesunden Schlaf und während desselben kam ihm dann der Sonnengott so nahe, daß er ihm die nackten Schultern verbrannte. Tävi aber wußte gut genug, daß Tawats ein wüthender, grimziger Geselle war und um seiner Wuth zu entgehen, zog es sich eilig wieder in seine unterirdische Wohnung zurück. Sobald Tawats erwachte, nahm er sich feierlich vor, den Sonnengott zu bekriegen und machte sich auch augenblicklich auf den Weg, ihn aufzusuchen. Nach zahlreichen Abenteuern aller Art kam er dann endlich an den Rand der Erde, woselbst er die Ankunft des Sonnengottes geduldig erwartete. Als derselbe auch wirklich erschien, schoß er ihm schnell einen Pfeil in das Gesicht; aber der feurige Sonnengott hatte denselben im Nu verbrannt, so daß er ihm keinen bemerkenswerthen Schaden zufügte. Wüthend schoß nun der Hasengott einen Pfeil nach dem andern auf seinen Feind ab und zuletzt hatte er noch einen Pfeil, nämlich einen Zauberpfeil, der niemals sein Ziel verfehlte, in seinem Köcher. Nachdem er denselben mit einer heißen Thräne benetzt hatte, schoß er ihn ab und augenblicklich zersprang die Sonne in unzählige Stücke, die auf die Erde fielen und eine allgemeine Feuersbrunst veranlaßten. Tawats floh nun so schnell, ihn seine Beine tragen konnten; aber das Feuer der Sonnenstücke war noch viel schneller und hatte ihm bald Füße, Beine, Hände und Arme verbrannt, so daß zuletzt nur noch der Kopf von ihm übrig blieb, der pfeilgeschwind über Thäler und Berge weiter eilte. Doch zuletzt schwoffen ihm die Augen dermaßen an, daß sie mit einem lauten Knall zerplatzten und sich aus denselben ein Thränenstrom ergoß, der das Feuer auf der Erde wieder auslöschte.

Der Sonnengott wurde vor den hohen Rath der Götter gestellt, woselbst er sein Urtheil empfangen sollte. Nach langem Hin- und Herreden wurde dann die Länge des Tags, der Nacht und der Jahreszeiten festgestellt und die Sonne dazu verdammt, bis zum Ende der Zeit Tag für Tag dieselbe Straße am Firmamente zu ziehen.

39.

Matcito.

Als die ersten Indianer mittelst einer Leiter aus dem Innern der Erde herausgestiegen und in der Oberwelt angekommen waren, fanden sie aus, daß die Decke derselben oder das Firmament zu nahe an der Erde war, so daß der Gott Matcito seine starken Schultern dagegen stemmen und es dahin rücken mußte, wo es jetzt noch steht. Da es nun damals weder Sonne, Mond noch Sterne gab, so war es überall dunkel und kalt und die Leute beklagten sich bitter über diesen zweifachen Uebelstand. Da sprach Matcito: „Bringt mir sieben Mädchen!“ Und es geschah also. Dann sprach er: „Bringt mir auch sieben Baumwollenhülsen!“ Und nachdem ihm dieselben herbeigeholt worden waren, ließ er daraus von den sieben Mädchen ein Gewebe flechten, das so leicht war, daß es der Wind hinauf an das Firmament trug, wofolbst es sich im Nu in den Mond verwandelte. Die Baumwollenfäden, welche den Mädchen bei ihrer Arbeit entfallen waren, wurden ebenfalls vom Winde nach dem Firmament gewirbelt und verwandelten sich in unzählige Sterne. Nun war die Erde zwar erleuchtet, aber es war immer noch kalt und die Leute jammerten und klagten deshalb den lieben, langen Tag. „Bringt mir sieben Büffelfelle!“ rief Matcito, und als er sie in seinem Besitze hatte, flocht er aus den Haaren derselben ein starkes Gewebe, das der Wind ebenfalls an das Firmament trug, wofolbst es sich dann in die bis dahin fehlende Sonne verwandelte. Darnach bestimmte Matcito die Dauer der Jahreszeiten und wies jedem Stern eine ganz bestimmte Bahn an und in derselben haben sie sich auch bis auf den heutigen Tag bewegt.

40.

Wie die verschiedenen Sprachen entstanden sind.

Si-tcom-pa-Ma-so-its, die alte Göttin des Meeres, hatte die ersten Menschen in einem Sack aus den Wellen geholt und den Sack den Ein-au-äv-Brüdern oder den großen Wolfgöttern übergeben und

ihnen befohlen, denselben nach dem Kaibabplateau zu tragen, woselbst sie ihn öffnen sollten. Früher aber sollten sie ihn nicht öffnen, denn sonst würde ein schweres Unglück über die darin befindlichen Menschen kommen.

Der jüngste Wolfgott aber konnte seine Neugierde auf dem Wege nicht zähmen und öffnete den Sack, so daß viele Menschen heraussprangen, und sich nach allen Richtungen zerstreuten. Glücklicherweise war der älteste Wolfgott in der Nähe, so daß er den Sack noch zuzubinden konnte, ehe alle Menschen entflohen waren. Dieselben wurden dann auf dem genannten Plateau in Freiheit gesetzt und fanden daselbst zahlreiche Antilopen, Hirsche und Glenthiere; auch wuchsen die herrlichsten Ruzpflanzungen daselbst. Tabak war ebenfalls im Ueberflusse vorhanden und die Berge waren voll von Feuerstein, aus dem sie scharfe Messer und Pfeilspitzen machen konnten. Die Nachkommen dieser Leute sind die Kaibabits im nördlichen Arizona. Die auf dem Wege entsprungenen Menschen sind Navajos, Mofis, Siour, Komantischen, Spanier und Amerikaner geworden, welche die Sprache der Götter verloren haben und sich nur mittelst eines unvollkommenen Idioms unterhalten können.

41.

Des Hundes Rache.

Es war einmal ein Hund, welcher gern das getrocknete Fleisch, das seine alte Herrin versteckt hielt, gestohlen hätte; aber dieselbe merkte seine Absicht und ließ ihn daher nie aus den Augen. Als er einstmals während der Nacht versucht hatte, sich heimlich in den Wigwam der Alten zu stehlen, gab ihm dieselbe mit einem Steine einen solchen kräftigen Schlag in das Gesicht, daß er eine klaffende Wunde erhielt und ihm der Kopf so dick wie ein ausgewachsener Kürbis anschwoll.

Am nächsten Tage kam ein Nachbarhund zu ihm und da er ihn sehr Leidend fand, fragte er ihn, was ihm eigentlich fehle.

„Meine alte Herrin hat mir böß mitgespielt,“ erwiderte er.

„Was hat sie Dir denn gethan?“

„Sie hat einen Sack voll trocknen Fleisches, den ich stehlen wollte. Dabei erwischte sie mich aber und mißhandelte mich gräulich.“

„Dafür soll sie ihrer Strafe nicht entgehen und ihr Fleisch soll sie am längsten befeffen haben. Rufe also so schnell wie möglich eine Rathsverammlung zusammen; rufe den Wassernebel, den Schnellbeißer, den Starkhals und das Scharfmesser herbei und dann werden wir mit der Alten schon fertig werden.“

So geschah es denn auch und als sie alle beisammen waren, ließ der Wassernebel einen so heftigen Regen kommen, daß das Zelt der Alten außer Ordnung gerieth. Da biß nun der Schnellbeißer ringsum alle Stricke ab, womit es befestigt war, und der Starkhals ergriff den Sack mit dem Fleische und eilte fort damit, ohne daß ihn die Alte daran verhindern konnte. Scharfmesser schnitt den Sack späterhin auf und kurz darauf hatten die Hunde den Inhalt verzehrt.

Moral: Kommt ein Dieb in Gesellschaft seinesgleichen, so wird er nur noch schlimmer und schlauer.

42.

Wie das Chjo entstand.

J-o-wi, die Turteltaube, sammelte Samen in den Thälern und trug dabei ihr schlafendes Kind auf dem Rücken. Da ihr daselbe auf die Dauer zu schwer ward, so legte sie es unter einen Baum und befahl ihrer Tochter D-ho-tku, dem gelben Sommervogel, Acht darauf zu geben. Als die Mutter darnach wieder ihrer Arbeit nachging, kam eine Tjo-a-wits oder Hexe zu D-ho-tku und fragte, ob das Kind ihr Bruder sei.

„Es ist meine Schwester,“ erwiderte sie, denn sie hatte gehört, daß die Hexen hauptsächlich Knaben stehlen und sich gewöhnlich um die Mädchen nicht viel bekümmern.

Da wurde nun Tjo-a-wits gewaltig böse und sagte, es sei eine Schande für Mädchen, so unverschämt zu lügen und dabei machte sie ein so schreckliches Gesicht, daß D-ho-tku vor Angst in Ohnmacht fiel, worauf die Hexe den Knaben auf einen entfernten Berg schleppte. Dort legte sie ihn nieder auf den Boden und zog an seinen Beinen und Armen sie so lange, bis sie so groß wie die eines Mannes wurden. Dann heirathete sie ihn, denn sie hatte sich schon längst

nach einem Ehemanne gesehnt; derselbe hatte zwar den Körper eines ausgewachsenen Mannes, aber das Herz eines Kindes und wußte daher nicht, was es heißt, eine Heze zur Frau zu haben.

Als J—o—wi wieder zurückkehrte und ihr Söhnchen nicht fand, schlug sie ihre Tochter ganz unbarmherzig, weil sie es hatte von einer Heze stehlen lassen. Darauf durchzog sie heulend und wehklagend die ganze Gegend, um ihr verlorenes Kind wieder zu suchen.

Auch ihr Bruder Kovi—na, oder der Adler, suchte tagelang nach dem Knaben und sah auf seiner Wanderung auch die Heze mit ihrem Gemahle, aber er wußte nicht, daß dieser Mann das vermißte Kind war. Als er darauf dieses seiner Schwester erzählte, sagte dieselbe: „Wenn dieser Mann mein Söhnchen ist, so kennt er sicherlich meine Stimme.“

Darauf eilte sie nach dem ihr bezeichneten Plage, setzte sich auf eine Feder und fing an zu rufen und zu klagen. Kovi—na hielt sich in der Nähe versteckt, um genau beobachten zu können, welche Wirkung jene Klagen auf den Gemahl der Heze hatte.

Als nun U—ja, der Adler, jene Stimme hörte, sagte er zu Tid—a—wits: „Meine Mutter ruft! Meine Mutter ruft!“ Doch die Heze lachte und sagte ihm, er solle sich verstecken.

U—ja war ein tüchtiger Jäger geworden, denn seine Frau hatte ihn in alle Geheimnisse des Waidwerks eingeweiht; kurz vor der Ankunft seiner Mutter hatte er nun ein fettes Bergschaf geschossen, welches die Heze schnell ausweidete und sich dann nebst ihrem Gemahle in den Magen des Schafes versteckte. „Dort werden sie,“ sagte sie zu sich, „meinen Adler sicherlich nicht suchen.“

Nachdem also Kovi—na lange Zeit vergeblich nach dem Sohne seiner Schwester gesucht hatte, sagte er: „Sie haben sich vielleicht in den Erdboden verborgen, oder sind unter einen Felsen geschlüpft; aber lange können sie es nirgends ohne Speise aushalten und wenn sie dann hervorkommen, werde ich den Knaben schon fangen.“

Darauf fing er einen Hasen und hing ihn auf die Spitze einer Tanne, deren Aeste und Rinde er vorher abgenommen hatte, so daß sie ganz glatt war. Dann sprach er: „Wenn sie aus ihrem Verstecke kommen, werden sie versuchen, auf den Baum zu klettern und wäh-

rend die alte Hexe sich abmüht, den Hasen herunter zu holen, werde ich U—ja entführen.“

Mehrere Tage wartete er vergebens; endlich aber hörte er, wie U—ja über Hunger klagte und seine Frau ersuchte, ihm doch Nahrung zu verschaffen. Die Hexe verließ auch ihren Schafmagen; und als sie den Hasen erblickte, versuchte sie, auf den Baum zu klettern und ihn zu holen. Während dieser Zeit aber nahm Kovi—na das Schaf mit seinem lebendigen Inhalte und trug es schnell an jene Stelle, wo das Kind gestohlen worden war. Als sie dort den Magen öffneten, sahen sie zur größten Freude das Kind in seiner ursprünglichen Gestalt darin liegen.

Darauf stieg Kovi—na hinauf in den Himmel und ließ von dort aus einen gewaltigen Regenschauer auf die Erde niederbrausen, damit seine Fußspuren verwischt würden; die Hexe fand jedoch an der Stelle, wo ihr Gemahl gelegen hatte, ein paar Adlerfedern und sprach: „Ich weiß gut genug, daß Kovi—na der Bruder von I—o—wi ist und daß er in dem Rufe steht, ein schrecklicher Krieger zu sein; deshalb werde ich zu meinem Großvater, dem Könige der Klapperschlangen gehen, damit mich derselbe beschützt und meine Feinde tödtet!“

To—go—a hielt gerade sein Mittagsschläschen auf einem Felsen, als Iso—a—wits kam: „Geh fort! geh fort!“ rief er: „ich kann Dich hier nicht brauchen!“ Doch die Hexe bat und flehte weiter und während des Hin- und Herredens kam Kovi—na in ihre Nähe und sie fürchtete sich so sehr, daß sie ihren Großvater bat, ihr doch ein Versteck anzuweisen. Derselbe öffnete dann seinen Mund und sie kroch hinein. Darauf ward To—go—a sehr krank und bat die Hexe, doch wieder aus seinem Magen heraus zu kommen; aber dieselbe blieb ruhig, wo sie war. Darauf suchte sie der alte Klapperschlangenkönig dadurch los zu werden, daß er Brechmittel einnahm; aber auch dies half nichts. Da blieb To—go—a nichts Anderes übrig, als aus seiner Haut zu springen und die Hexe mit seinem Magen liegen zu lassen. Dieselbe wälzte sich alsdann eine Zeitlang auf dem Boden herum und kroch schließlich über einen Felsen. Als Kovi—na in ihre Nähe kam, rief er: „Wo bist Du, alte Iso—a—wits?“ Sie wiederholte darauf höhnisch seine Frage.

Seit jenem Tage bekleiden sich die Hexen mit einer Schlangen-

haut, wohnen unter Felsen und ahnen die Worte der vorübergehenden Personen nach.

Der weiße Mann nennt diese Wiederholungen „Echo“; der Indianer aber weiß, daß es die Stimmen der alten Hergen sind.

43.

Wie Ta-wots mit der Sonne kämpfte.

Ta-wots, der kleine Haje, kehrte gewöhnlich, wenn er schlief, der Sonne den Rücken zu. Als er nun wieder eines Tages im Schlafe lag, sahen seine Kinder zu ihrem größten Erstaunen, daß sein Rücken dampfte, und riefen: „Vater, Vater, steh' auf, dein Rücken brennt!“

Als nun Ta-wots erwachte und ausfand, daß sein ganzer Rücken verengt war, ward er sehr zornig und sprach: „Kinder, das hat Ta-wi, die Sonne, gethan und dafür soll sie büßen!“

Darauf reiste er ab und kam auf die Spitze eines Berges, von wo aus er ein schönes Thal mit herrlichen Maisfeldern erblickte. Da dies das erste Mal in seinem Leben war, daß er das indianische Korn erblickte, so sah er es sich natürlich genau an und fand, daß die Spitze desselben mit zartem Haar umgeben war. Nachdem er letzteres entfernt hatte, entdeckte er das eigentliche Korn, das ihm so sehr mundeete, daß er sich daran satt aß.

Da fiel ihm nun plötzlich ein, daß er eigentlich kein Recht hatte, sich diese süße Frucht anzueignen, und daß er also ein Dieb sei, was ihn so sehr grämte, daß er eine Höhle grub und sich in derselben verbarg. Kurze Zeit darauf sah Gin-au-äw, der Eigenthümer jenes Feldes, daß ihm Korn gestohlen war und rief aus: „Das hat der Dieb Ta-wots gethan und ich werde ihn daher tödten!“ Dann rief er seine besten Krieger zusammen und dieselben suchten in allen Richtungen nach dem Diebe, aber sie konnten ihn nicht finden, denn er hatte sich versteckt. Endlich aber entdeckten sie doch jene Höhle und schossen nach Ta-wots; aber derselbe warf stets jeden Pfeil zurück, was die Angeworfenen so sehr ärgerte, daß sie beschloßen, ihn mit den Händen zu fangen. Aber auch dies gelang ihnen nicht; denn

wenn sie glaubten, sie hätten ihn fest gepackt, so hielten sie sich in ihrer Verwirrung gegenseitig selbst an den Haaren. Da nahmen sie sich dann vor, ihn auszugraben und fingen auch gleich mit dieser Arbeit an. Ta—wots hatte nun glücklicherweise einen heimlichen Ausgang und in Folge dessen störte er sie auch nicht im Geringsten. Dieser Ausgang befand sich über einem Felsen, von welchem er die Arbeit seiner Feinde unbemerkt überblicken konnte.

Als sich nun die Feinde schon tief unter der Erde befanden, nahm Ta—wots seinen Zauberball, den er beständig bei sich führte, und warf ihn auf den Grund über der Höhle, so daß derselbe sank und alle Arbeiter begraben wurden. „Glaubt ihr vielleicht,“ rief er siegesbewußt aus, „ihr könntet mir Hindernisse in den Weg legen? Ich werde die Sonne aufsuchen und sie tödten, denn Niemand soll meinem Borne entfliehen!“

Am nächsten Tage sah er zwei Männer, die aus heißen Felsen Pfeilspitzen machten. Er bot ihnen seine Hülfe an und als die Felsen auf dem Feuer lagen und roth waren, sprach er: „Heiße Steine brennen mich nicht,“ worüber die Beiden herzlich lachten.

„Sollen wir Dich vielleicht für einen Geist halten?“ fragten sie.

„Ich bin kein Geist,“ erwiderte er, „sondern ein viel besserer Mensch als irgend Einer von Euch! Drückt mich nur recht fest auf die heißen Steine und wenn ich nicht verbrenne, müßt ihr mir erlauben, daß ich dasselbe mit Euch thue!“

Damit waren sie einverstanden und währenddem sie versuchten, ihn auf einem heißen Felsstücke zu verbrennen, hielt er sie, ohne daß sie es merkten, mittelst seines Zauberathems ein paar Schritte von seinem Körper entfernt, so daß ihn also die heißen Steine nicht berührten. Als sie dies sahen, fürchteten sie sich sehr; aber sie hatten einmal ihr Versprechen gegeben und mußten sich nun derselben Tortur unterwerfen. Ta—wots hielt sie so lange fest, bis die heißen Steine ihr Fleisch und Eingeweide verbrannt hatten. „Ah,“ rief er alsdann, „bleibt nun so lange liegen, bis ihr wieder aufstehen könnt. Ich bin auf dem Wege, die Sonne zu tödten.“ Darauf ließ er den Kriegsruf erschallen und marschirte weiter.

Am nächsten Tag sah er zwei Frauen, die Beeren sammelten. Er setzte sich in ihre Nähe nieder und als sie ihn bemerkten, brachten sie ihm ein Körbchen voller Beeren und sagten ihm, er solle sie essen.

Da er unter denselben viele Blätter und Dornen erblickte, sprach er: „Bläst doch einmal die Blätter und Dornen in meine Augen!“ Sie versuchten es auch und hofften ihm dadurch das Gesicht zu rauben; aber Ta-wots vereitelte durch seinen Zauberathem ihr Vorhaben.

„Du bist ein Geist,“ sprachen die Frauen.

„Ich bin kein Geist,“ erwiderte er, „sondern nur ein ganz gewöhnliches Geschöpf; aber Ihr scheint noch nicht zu wissen, daß Blätter und Dornen den Augen überhaupt nicht schaden können; ich will es Euch daher zeigen!“

Die Frauen waren es zufrieden und im nächsten Augenblicke hatten sie auch schon das Gesicht verloren, worauf sie Ta-wots ohne Mühe erschlug. „Aha,“ rief er, „ich habe Euch in Eurer eignen Schlinge gefangen. Jetzt gehe ich aber fort, um die Sonne zu tödten!“

Am nächsten Tage sah er zwei Frauen auf einem Felsenvorsprung und hörte, wie die Eine zur Andern sagte, sie wollten, wenn er vorüberginge, einen schweren Felsen hinabrollen, so daß ihm alle Knochen am Leibe zerschmettert würden. Als er nun in ihre Nähe kam, that er, als äße er etwas sehr Süßes, und sie baten ihn darauf, er solle ihnen doch ein Stück davon geben.

„Tretet an den äußersten Rand des Felsens und ich will es Euch gerne hinaufwerfen.“ Doch er warf es stets so, daß sie es nicht fangen konnten und sich dem äußern Felsrande allmählig so sehr näherten, daß sie das Uebergewicht bekamen und in die Tiefe stürzten. — „Aha,“ rief Ta-wots, „Euch habe ich auch unschädlich gemacht. Ich bin auf dem Wege, die Sonne zu tödten!“

Am nächsten Tage sah er zwei Frauen, die aus Weidenrinde Wasserbehälter machten. Da Ta-wots sehr gute Ohren hatte und auf eine große Entfernung hören konnte, so vernahm er auch, wie die Eine zur Andern sagte: „Hier kommt der böse Ta-wots; wie können wir ihn nur umbringen?“

Als Ta-wots in ihrer Nähe war, fragte er sie barisch, was sie da mit einander gesprochen hätten.

„O,“ erwiderte die Eine, „wir haben nur gesagt, hier käme unser lieber Enkel.“

Als Ta-wots ihre Wassergefäße sah, bat er sie, in eines derselben kriechen zu dürfen, was sie ihm auch gern erlaubten. Sobald er nun darin saß, sagte er: „Macht nun auch einen recht schönen

Hals an den Wasserkrug.“ Das ließen sich dieselben nicht zweimal sagen und machten den Hals so enge, daß sie sicher glaubten, nun hätten sie den bösen Ta—wots gefangen. Auf einmal aber zersprengte er das Wassergefäß mit seinem Zauberathem und stand frei vor ihnen.

„Du bist ein Geist,“ sprachen sie.

„Ich bin kein Geist,“ erwiderte er. „Diese Gefäße sind zum Aufbewahren des Wassers gemacht; Männer und Frauen aber kann man nicht hinein thun.“

Darüber verwunderten sie sich so sehr, daß sie ihm gern erlaubten, dasselbe Experiment an ihnen zu wiederholen. Natürlich mußten sie in ihrem freiwilligen Gefängnisse bleiben und wurden von dem listigen Ta—wots erschlagen.

„Aha,“ rief er, „ich habe Euch in Euren eignen Krügen gefangen. Ich bin auf dem Wege, die Sonne zu tödten!“

Am Tage darauf sah er Kai—ats, den Bären, der sich eine Höhle grub, denn er wollte sich, da er von dem gefährlichen Ta—wots schon allerlei schreckliche Dinge gehört hatte, bei Zeiten einen sichern Schlupfwinkel anlegen. Ta—wots, der seine Absicht wohl merkte, sprach vertraulich zu ihm: „Lieber Freund, fürchte Dich nicht vor mir und glaube doch ja nicht, daß so ein Kerlchen, wie ich, so viele Leute umgebracht hat.“

Darauf beruhigte sich der Bär.

„Wenn Du nichts dagegen hast,“ sprach Ta—wots, „so will ich Dir helfen, eine große Höhle zu machen, daß wir uns Beide darin verstecken können, denn mir stellt auch ein sehr gefährlicher Feind nach.“ Mit diesem war der Bär zufrieden und Beide begaben sich augenblicklich an die Arbeit. Ta—wots verstand es jedoch herrlich, für sich einen engen Ausgang zu graben, ohne daß der gutmüthige Bär auch nur das Geringste davon merkte. Als die Höhle endlich fertig war, setzten sie sich vor dieselbe und warteten auf die Ankunft des gefürchteten Feindes. Endlich sagte Ta—wots, er käme und augenblicklich eilten sie in ihr Versteck. Ta—wots jedoch eilte durch seinen heimlichen Gang in's Freie und stellte sich an die Oeffnung der Haupthöhle. Kai—ats, der seinen Freund nirgends erblicken konnte, und der daher glaubte, er sei noch draußen, streckte seinen

Kopf aus der Höhle, um ihn zu suchen. In demselben Augenblicke aber zerschmetterte ihm Ta-wots Zauberball den Hirnschädel. „Aha,“ rief er nun, „diesen Krieger habe ich am meisten gefürchtet; nun aber liegt er todt vor seiner eignen Höhle. Jetzt aber will ich mich aufmachen, die Sonne zu tödten!“

Am nächsten Tage begegnete ihm Ku-mi-a-pöts, oder die Tarantel. Auch diese hatte von Ta-wots' Schlichen gehört und wollte ihn nun um jeden Preis überlisten. Sie besaß eine Keule, mit der sie alle Menschen und Thiere umbringen konnte; gebrauchte man sie jedoch gegen sie, so war sie vollständig wirkungslos.

Als Ta-wots ganz nahe war, klagte die Tarantel über schreckliche Kopfschmerzen und sagte, sie habe einen Geist im Kopfe, den Ta-wots mit ihrer Zauberkeule hinaus schlagen solle. Ta-wots schlug ihr nun so kräftig auf den Kopf, wie er nur konnte, und wunderte sich, daß er ihr nicht den Schädel einschlagen konnte. „Du mußt kräftiger schlagen,“ sagte Ku-mi-a-pöts. Da merkte Ta-wots, daß er eine Zauberkeule in der Hand hatte, und er griff daher zu seinem Zauberball und erschlug sie damit. „Aha,“ sprach er, „das war ein Schlag, wie Du ihn haben wolltest. Nun aber will ich die Sonne tödten, denn nun weiß ich, daß ich es auch fertig bringen kann.“

Am folgenden Tage kam er an den östlichen Bergrand der Erde, von dem schon mehrere unvorsichtige Personen in die unermeßliche Tiefe gestürzt waren. Er erkletterte den Gipfel desselben und legte sich unter einem Baume zur Ruhe, der ihm vorher gesagt hatte, er bringe der Welt gar keinen Nutzen und sei noch nicht einmal als Brennholz zu gebrauchen. Dort erwartete er die Sonne und als dieselbe am nächsten Morgen erschien, warf er ihr seinen Zauberball mit solcher Heftigkeit ins Gesicht, daß sie in unzählige Stücke zersprang. Diese Stücke flogen nun über die ganze Erde und zündeten überall verheerende Feuer an. Ta-wots lief, was er laufen konnte, aber wohin er auch kam, fand er Feuer, das ihm allmählig die Beine und Beine abbrannte. Er arbeitete sich dann mit den Händen vorwärts, aber dieselben brannten ihm nebst den Armen auch ab. Zuletzt blieb nur noch der Kopf von ihm übrig und auch dieser schwoh mit der Zeit derart an, daß er endlich zerplatzte. Die seinen Augen entströmenden Thränen verursachten jedoch schließlich eine große Fluth,

die in kurzer Zeit den Weltbrand auslöschte, so daß also Thiere und Menschen wieder leben und Pflanzen und Bäume wachsen konnten.

44.

Die So—kus—wai—um—äts.

Lum—pwi—nai—ro—gwi—nung, oder der Steinhendmann, tödtete Si—lor (Kranich) und stahl dessen Frau. Da dieselbe jedoch ein Kind hatte, was ihm auf der Reise beschwerlich werden konnte, so befahl er ihr, es umzubringen; dieselbe verbarg es jedoch noch rechtzeitig unter ihrem Kleide und trug es heimlich zu ihrer Großmutter.

Das Kind wuchs zu einem herrlichen Jüngling heran, der die einzige Freude seiner Großmutter war und der sie auch auf allen ihren Wegen begleitete. Als sie eines Tages am Ufer eines Flusses Wurzeln gruben, bemerkte der Knabe, daß sich dieselben leichter als gewöhnlich herausziehen ließen und fragte daher die alte Frau nach dem Grunde dieser sonderbaren Erscheinung. Diese konnte aber die verlangte Auskunft nicht geben und als sie nun ausfand, daß allmählig gar keine Anstrengung mehr mit dem Herausziehen der Wurzeln verknüpft war, schüttelte sie bedenklich das Haupt und sprach: „Wahrlich, wir werden irgend etwas Merkwürdiges erleben!“

Nun bemerkte der Knabe, daß die von ihm gesammelten Wurzeln verschwunden waren, und er fragte seine Großmutter, ob sie sie vielleicht fortgetragen habe.

„Nein,“ erwiderte sie, „sicherlich hat sie ein Geist genommen; laß uns daher das Wurzelgraben einstellen und fortgehen!“

Der Knabe wollte jedoch erst ausfinden, was aus seinen Wurzeln geworden sei und indem er sich nach allen Richtungen umblickte, bemerkte er unter einem Baume einen Mann, den er des Diebstahls anklagte und mit Stroh und Steinen bewarf. Derselbe jedoch rührte sich nicht und als ihm eines seiner Beine durch einen schweren Stein zertrümmert wurde, band er Stöcke um dasselbe, badete sich im nahen Flusse und setzte sich wieder unter den Baum. Dann winkte er dem Knaben und als derselbe auch zu ihm kam, sprach er: „Mein Sohn, hat die alte Frau schon von Deinem Vater und Deiner Mutter erzählt?“

„Nein! erwiderte er. „Siehst Du die Knochen hier auf dem Erdboden? Wem gehören sie?“

„Wie sollte ich dies wissen? Vielleicht ist ein Hirsch hier getödtet worden?“

Er nannte noch mehrere Thiernamen, aber der fremde Mann schüttelte stets den Kopf dazu. Endlich sprach derselbe: „Dies sind die Knochen Deines Vaters; Steinhemb tödtete ihn und ließ ihn hier wie einen erschossenen Wolf verfaulen. Ist Deine Mutter in der Nähe?“

„Ich habe meine Mutter nie gesehen und kenne sie daher auch nicht; sie ist wahrscheinlich todt!“

„Steinhemb nahm sie mit und jetzt wohnt sie als seine Frau an dem Ufer eines entfernten Sees.“

Da weinte der Knabe so bitterlich, daß er eine Weile nichts mehr sagen konnte und während dieser Zeit verschwand der Fremde.

Dann ging der Knabe zu seiner Großmutter zurück und sprach: „Warum hast Du mir nie die Wahrheit über meine Eltern gesagt?“ Doch die Alte erwiderte kein Wort, denn sie wußte, daß ihm ein Geist Enthüllungen gemacht hatte.

Der Knabe seufzte und weinte so lange, bis er in einen Schlaf fiel, aus dem er erst nach Tagen erwachte. Dann sprach er zu seiner Großmutter: „Nun will ich alle Völker einladen, mir im Kampfe beizustehen!“ und dann begab er sich auf die Reise.

Nach einem Monate kehrte er wieder zurück und brachte Ein—au—äv, den Wolf, und To—go—a, die Klapperschlange, mit. Die alte Frau tischte denselben Speise und Trank auf und nachdem sich die Drei gestärkt und erfrischt hatten, sprach der Knabe:

„Großmutter, nimm diese Steinaxt, die ich aus einem fernen Lande mitgebracht habe, und spalte mich in zwei Theile!“

Die alte Frau erschrak fast zu Tode und erklärte, sie könne Niemanden umbringen, den sie aufrichtig liebe. Doch der junge Mann bestand mit allem Ernste darauf und so spaltete ihn dann endlich die Alte. Doch siehe da! Nun standen auf einmal zwei schöne Jünglinge vor ihr und von denselben sah einer dem andern so ähnlich, daß man sie nicht von einander unterscheiden konnte.

Inzwischen kamen auch die übrigen Krieger herbei und als ihnen Ein—au—äv und To—go—a erzählten, daß aus ihrem jungen

Freunde auf einmal zwei Personen geworden waren, erklärten sie dies für eine glückliche Vorbedeutung, weshalb sie sich auch Alle bereit erklärten, ihm in das Land des Steinhembmannes zu folgen.

Der Knabe hatte auch vorher von einem Zauberbecher geträumt und sich denselben verschafft, ihn mit Wasser gefüllt und den So-cus-wai-um-äts zum Tragen übergeben.

Nachdem sie nun zwei Tage gewandert waren und sich in einer Wüste befanden, wurden sie so sehr vom Durst gequält, daß sie den Doppelmenschen verwünschten und verdammten. Da holte nun letzterer den Zauberbecher herbei und gab Jedem zu trinken und als sie Alle ihren Durst gelöscht hatten, war der Becher noch so voll wie vorher. Cin-au-äw war jedoch inzwischen gestorben und alle beweinten und beklagten sein frühes Ende, denn er war wirklich ein großer Mann gewesen. Seine Freunde bespritzten ihn mit dem Zauberwasser, bald darauf richtete er sich auf und sprach: „Warum stört ihr mich also? Ich habe im Traume Bergflüsse und Wiesen mit Zuckerrohr gesehen!“ Sie ließen ihn nun aus dem Becher trinken und als er fertig war, war kein Tropfen mehr darin. Darauf reisten sie weiter.

Am nächsten Tage plagte sie der Hunger so sehr, daß sie den Doppeljüngling abermals verwünschten. Aber die So-cus-wai-um-äts sahen in der Entfernung eine Antilope, die Cin-au-äw als diejenige erkannte, die Steinhemb als Wache ausgestellt hatte, und die er daher tödten wollte. „Ich glaube,“ sprach To-go-a, „es wäre besser, wenn ich diese Aufgabe übernehme, denn dich wird sie gleich sehen und dann weglaufen.“ Doch die So-cus-wai-um-äts bestanden darauf, daß Cin-au-äw die Antilope erlege und derselbe machte sich denn auch auf, um sie auf einem langen Umwege zu erreichen. Während dieser Zeit lief To-go-a vor das Lager und rief: „Brüder, könnt ihr mich sehen?“

„Nein,“ erwiderten diese.

„Versucht doch einmal mich zu fangen!“

Als sie nun auf die Klapperschlange Jagd machten, rief sie: „Ich kann Alles sehen, was ihr macht,“ und erzählte es ihnen dann. Die Krieger aber konnten sie nirgends erblicken.

Nach einer Weile trat dann To-go-a vor sie und sprach: „Jetzt wißt ihr, daß ich Andere sehen kann, währenddem ich für dieselben unsichtbar bleibe. Cin-au-äw kann die Antilope nicht tödten, denn

sie wird ihn sehen, da sie unzählige Augen hat; ich aber kann es und werde es auch thun.“ Und To-go-a hielt auch sein Versprechen.

Als Cin-au-äv sah, wie die Antilope todt zusammenstürzte, ward er, da er auf seine Jagdkunst sehr stolz war, so ärgerlich, daß er die Klapperschlange umbringen wollte. Da er jedoch sah, daß jenes Hochwild sehr fett war, dachte er: es macht im Grunde ja nichts aus, wer es erlegt hat; denn wir haben nun alle vollauf zu essen.

Am Tage darauf plagte sie wieder der Durst und da der Zauberbecher trocken geworden war, so mußten die So-cus-wai-um-äts Rath schaffen und dies konnten sie leicht, da ihnen in einem Traume dazu die nöthigen Winke gegeben worden waren. Sie verwandelten sich also in Tauben und flogen an den See, an dessen Ufer Steinhemb wohnte. Dort bemerkten sie zwei schöne Mädchen, die sich badeten, und um dieselben unbemerkt betrachten zu können, flogen sie in das Schilf am Ufer und verwickelten sich in die Schlingen, welche die Mädchen dort hingelegt hatten. Da diese nie vorher solche schönen Vögel gesehen hatten, so nahmen sie sie mit nach Hause und zeigten sie ihrem Vater. „Töchter,“ sprach dieser, „ich fürchte, daß sie Spione meiner Feinde sind, denn solche Tauben findet man in dieser Gegend nicht.“ Er wollte sie darauf in das Feuer werfen, aber die Mädchen gaben es nicht zu, sondern trugen sie an das Ufer des Sees zurück und gaben ihnen die Freiheit wieder, Jene Tauben fanden auch in der Nähe dieses Sees einen neuen Zauberbecher, den sie mit Wasser füllten und ihren durstigen Brüdern brachten.

Am nächsten Tag kamen die beiden Brüder in die Nähe der Wohnung ihres Vaters und bereiteten sich zum Kampfe vor. Zuerst sahen sie ihre Mutter und sagten ihr, daß sie ihre Söhne seien. Sie widersprach jedoch und sagte, sie habe nur einen Sohn gehabt. Als sie ihr aber ihre Geschichte erzählten und ihr die Wahrheit derselben einleuchtete, sagte sie, sie sollten doch Steinhemb ja nicht bekriegen, da es keinen Pfeil gebe, der seinen Panzer durchbringen könne. Außerdem besäßen ihre Töchter eine solche Anzahl niesehrender Zauberspiele, daß sie alle Völker der Erde in kurzer Zeit damit tödten könnten.

In der darauf folgenden Nacht aber verwandelten sich die So-cus-wai-um-äts in Mäuse, schlichen sich in den Wigwam des Steinhembmannes und zernagten mit ihren scharfen Zähnen alle

Bogensaiten. To-go-a verbarg sich während dieser Zeit unter einem Felsen, auf dem Steinhemd gewöhnlich zu sitzen pflegte. Als derselbe nun am nächsten Morgen seinen gewohnten Platz einnahm, schoß die Klapperschlange plötzlich hervor und biß ihn tief in das Bein. Nun sah Steinhemd, daß er verrathen war und rief seine Töchter zur Hülfe herbei. Dieselben griffen eilig zu ihren Zauberbögen, fanden jedoch zu ihrem größten Schrecken aus, daß die Saiten derselben zerstört waren. Da fangen und tanzten sie um ihren sterbenden Vater so lange, bis sie todt niederfielen. Ihre Körper wurden am Ufer des Sees begraben; der Steinhemdmann aber blieb unbeerbtig liegen.

45.

Der Knabe und die Wallnüsse.

Es war einmal ein Mann, der wohnte mit seinem jüngsten Bruder in der tiefsten Wildniß. Da es in der Umgegend nicht an Wild fehlte, so ging er täglich auf die Jagd und sein Bruder blieb während dieser Zeit im Wigwam, trug Reisig zusammen und schürte das Feuer. Kam dann der Aeltere mit Wildpret beladen nach Hause, so sprach der Jüngere gewöhnlich: „Laß mich das Fleisch kochen, du kannst dich ja während dieser Zeit ein wenig ausruhen!“ Darauf gab nun der Aeltere jedesmal zur Antwort: „Nein, ich will erst meine Pfeife anzünden!“ Und wenn er dann fertig mit Rauchen war, legte er sich nieder und schlief ein.

So ging es jeden Tag. Morgens verließ der Aeltere ohne Frühstück den Wigwam und Abends legte er sich ohne das Geringste zu essen nieder.

„Merkwürdig,“ sagte der Jüngere, „mein Bruder kann doch nicht von der Lust leben, sicherlich ist er des Nachts, wenn ich schlafe,“ und um dieses auszufinden, beobachtete er ihn einstens heimlich.

Da sah er dann, wie sein Bruder leise aufstand, unter sonderbaren Geberden eine verborgene Fallthüre öffnete, einen Kessel hervorholte und dessen Boden eine Zeitlang kratzte. Dann goß er Wasser in denselben, stellte ihn auf das Feuer und schlug mit einer Peitsche dar-

auf, wodurch er immer größer wurde. Dann aß er sich herzlich satt und legte sich wieder nieder.

Als er nun am nächsten Tage wieder auf die Jagd ging, holte der jüngere Bruder den Kessel aus seinem Versteck hervor und fand eine halbe Ballnuß darin. „Jetzt weiß ich,“ sprach er, „was mein Bruder ißt, und wenn er heute Abend nach Hause kommt, wird er sein Lieblingsgericht fertig finden.“

Gegen Abend enthülste er also eine Anzahl Ballnüsse, that sie in den Kessel und schlug dann mit einem Stöcke darauf und zwar so heftig, daß der Kessel allmählig so groß wie der ganze Wigwam ward, so daß also der Junge keinen Platz mehr darin fand und auf das Dach klettern mußte.

„Was machst du?“ fragte ihn sein Bruder, als er zurückgekehrt war.

„Ich habe den Kessel gefunden und wollte dir dein Abendessen bereiten.“

„Beh' mir, jetzt muß ich sterben!“ Darauf schlug er auf den Kessel, wonach derselbe wieder so klein wurde, daß er ihn wieder in sein Versteck legen konnte.

Am nächsten Morgen ging der älteste Bruder nicht auf die Jagd, sondern blieb zu Hause und rauchte seine Pfeife. Ueberhaupt verließ er von nun an seinen Wigwam nicht mehr, und da er auch nicht die geringste Speise anrührte, so ward er von Tag zu Tag schwächer. Als er nun eines Tages zu seinem Bruder sagte: „Gieb mir meine Pfeife und laß mich ruhig sterben,“ ward derselbe sehr traurig und fragte ihn, wo er die Ballnüsse gewöhnlich geholt habe.

„Weit, weit von hier,“ erwiderte Jener, „befindet sich ein großer Fluß, der schwer zu durchschiffen ist. Auf dem jenseitigen Ufer steht ein Haus und neben dem Hause ist ein mächtiger Ballnußbaum, an dessen Früchten sich schon meine Urgroßeltern gelabt haben. Jetzt aber kann Niemand mehr dahin gelangen, denn er wird Tag und Nacht von einem weißen Reiher bewacht. Denselben haben einige Frauen dorthin gesetzt, und sobald er einen Laut hört, macht er Thr-thr-thr! Darauf eilen die Frauen mit Keulen bewaffnet herbei und vertreiben die Nußdiebe. Selbst eine Maus lassen sie nicht herankommen, denn sie halten dieselbe für einen verzauberten Menschen.“

„Aber ich muß hin,“ antwortete der Jüngere, „deinetwegen werde ich die Reise unternehmen, denn ich will dich nicht Hungers sterben lassen.“

Darauf machte er sich ein drei Zoll langes Canoe, steckte es in seine Tasche und machte sich auf den Weg. Als er nun endlich nach mehreren Tagen an das Ufer des betreffenden Flusses kam, nahm er sein Canoe und zog so lange daran, bis es so groß wurde, daß er sich hinein setzen und damit über den Fluß fahren konnte. Am andern Ufer ließ er es wieder zusammenschrumpfen, und da er das Haus und den Wallnußbaum sah, rief er schnell einen Maulwurf herbei und derselbe zeigte ihm dann eine Pflanze, deren bohnenartigen Samen der weiße Reiher mit Vorliebe zu essen pfl egte. Von diesem sammelte er nun eine Menge und warf sie dem Vogel vor, worauf derselbe sein Wächteramt vergaß und den Eindringling ruhig seinen Sack mit Wallnüssen füllen ließ. Erst als der Indianer mit seinem Canoe bereits auf dem Heimwege war, ließ der Reiher sein warnendes „Thr-thr-thr“ ertönen und die Frauen eilten wüthend aus ihren Hütten. Ihr Bemühen, das Canoe mit langen Angeln herbeizuziehen, war vergeblich, und so erreichte denn der Indianer wieder glücklich seinen Wigwam.

„Bruder!“ rief er triumphirend, „ich komme mit Wallnüssen; willst du dir die Pfeife anzünden?“ Dann kochte er die Wallnüsse und sein Bruder aß sie und ward von Stunde an wieder gesund.

46.

Die Donnerer.

Vor langen, langen Jahren machten einmal drei Profesen eine Reise in ein entferntes Land und nachdem sie sich einige Wochen in der Fremde befanden, hatte der Eine das Unglück, ein Bein zu brechen. Nun ist es ein altherkömmlicher Gebrauch bei den Profesen, Alles aufzubieten, um einen kranken Gefährten wieder in die Heimat zu bringen und so machten denn die zwei Andern eine Leiter, legten den Unglücklichen darauf und marschirten der Heimat zu.

Als sie nun damit eine lange Gebirgskette passirten und ihnen

ihre Bürde allmählig doch etwas zu schwer wurde, legten sie dieselbe nieder, gingen ins Gebüsch und beriethen sich mit einander, was sie am besten thun sollten. Da sich in ihrer Nähe eine tiefe Grube befand, so kamen sie auf die teuflische Idee, ihren kranken Kameraden in dieselbe zu werfen, und führten dieselbe auch aus. Dann eilten sie nach Hause und sagten, ihr Freund sei von feindlichen Indianern überfallen, verwundet und an seinen Wunden gestorben. Da war nun die Trauer groß und war besonders seine Mutter, eine betagte Wittwe, deren einzige Stütze er gewesen war, ganz untröstlich.

Niemand aber hatte die entfernteste Ahnung, daß der Vermißte noch am Leben sei. Derselbe war allerdings in jene tiefe Grube gefallen und hatte eine Zeit lang bewußtlos auf dem Boden derselben gelegen, war aber späterhin wieder zu sich gekommen. Als er dann um sich blickte, gewahrte er einen alten Mann neben sich, der ihn mitleidsvoll anblickte und sprach: „Mein Sohn, was haben deine Freunde mit dir gemacht?“

„Sie haben mich in diese Grube geworfen, damit ich sterben soll.“

„Das soll nicht geschehen, wenn du mir folgen willst.“

„Recht gern. Sage mir nur, was ich thun soll!“

„Sobald du wieder gesund bist, gehst du auf die Jagd und bringst mir alles Wild, das du erlegt.“

Nachdem sich der todtkranke Jäger damit zufrieden erklärt hatte, holte der Alte heilsame Kräuter herbei, legte sie auf seine Wunden und nach kurzer Zeit war der Kranke so weit hergestellt, daß er auf die Jagd gehen konnte.

Als er nun eines Tages einen riesigen Bären erlegt hatte und sich denselben gerade auf die Schultern laden wollte, kam es ihm vor, als höre er menschliche Stimmen in seiner Nähe und indem er sich umblickte, sah er drei Männer in wolkenähnlicher Kleidung vor sich stehen.

„Wer seid ihr?“ fragte er ruhig.

„Wir sind die Donnerer,“ erwiderten sie; „es ist unsere Aufgabe, den Erdboden in guter Ordnung zu erhalten, damit die Menschen darauf wohnen können. Herrscht z. B. Dürre, so besorgen wir Regen; finden sich da oder dort Schlangen oder sonstige schädliche Thiere, so tödten wir sie — kurzum, Alles was dem Menschengeschlecht

Schaden bringen kann, zerstören wir. Gegenwärtig wollen wir den alten Mann, in dessen Dienst du stehst, umbringen, denn er ist ein verschämter Bösewicht. Wenn du uns dabei helfen willst, so bringen wir dich nach Hause zu deiner Mutter, die der Unterstützung sehr bedürftig ist."

Der Jäger ging auf diesen Vorschlag ein, eilte zu seinem alten Birth in die Erdhöhle und bat ihn, herauszukommen und ihm einen fetten Bären tragen zu helfen. Doch der Alte war merkwürdig ängstlich und sagte ihm, er solle erst einmal nachsehen, ob sich etwa ein Wölkchen am Himmel befände. Auf die feste Versicherung hin, daß dies nicht der Fall sei, verließ er dann seine Höhle und folgte dem Jäger, ihn beständig zur Eile antreibend. Bei dem Bären angekommen, zerschnitt sie denselben in Stücke und der Alte lud sich alle auf den Rücken, so daß sich sein Begleiter sehr verwunderte. Ehe aber Beide den Eingang der Höhle wieder erreicht hatten, fing es an, laut zu donnern, so daß der Alte seine Bürde ängstlich abwarf, seine wahre Gestalt, nämlich die eines Stachelschweines annahm und dann lief so schnell ihn seine vier Beine tragen konnten. Aber der Donner folgte ihm noch viel schneller und gerade als der Alte in seine Höhle springen wollte, traf ihn ein Donnerkeil und er sank leblos nieder. Darauf sprachen die Donnerer zu dem jungen Mann: „Unser Auftrag dahier ist vollbracht und nun wollen wir dich zu deiner Mutter geleiten.“ Sie gaben ihm ein Wolkenkleid mit zwei Flügeln und zeigten ihm, wie er dieselben gebrauchen sollte. Damit eilten dann die Vier durch die Luft und kamen zur Nachtzeit vor dem Wigwam der alten Frau an. Der Sohn zog den als Thüre dienenden Vorhang weg und da er merkte, daß seine Mutter vor Schrecken zitterte, sprach er:

„Fürchte dich nicht; es ist kein Geist, der hier vor dir steht. Dein Sohn ist zurückgekommen und wird nun für dich sorgen.“

Darauf nahmen die Donnerer Abschied von ihm und sagten: „Wir wollen dir das Wolkenkleid zurücklassen. Mit jedem Frühling werden wir dir einen Besuch abstatten und dann mußt du mit uns die Luft durchheilen, um dich zu überzeugen, daß wir Wohlthäter der Menschen sind.“

Der Jäger verbarg nun sein Wolkenkleid im Gebüsch und beim Anbruch des nächsten Frühling zog er es an und flog mit den

Donnerern, die sich gemäß ihres Versprechens pünktlich eingestellt hatten, über Berg und Thal. Da ihn unterwegs der Durst plagte, so ließ er sich auf einen Teich nieder und nachdem er nach Herzenslust getrunken hatte, eilte er wieder zu seinen Freunden in die Höhe. Da dieselben eine ölige Flüssigkeit an seinen Lippen bemerkten, so fragten sie, wo er getrunken habe?

„In dem Teiche dort unten,“ erwiderte er.

„Diesen Teich haben wir schon seit Jahren gesucht, und nun freuen wir uns, daß wir ihn durch dich gefunden haben. Es befindet sich nämlich etwas Schädliches darin, das wir zerstören müssen.“

Darauf schleuderten sie einen großen Donnerkeil in den Teich, worauf derselbe augenblicklich anstrocknete. Auf dem Boden lag leblos ein großer Käfer, nämlich der Vater der Käfer, welche das Korn, die Bohnen und andere Farnprodukte zerstören. Als der Jäger von diesem Ausfluge wieder zurückgekehrt war, erzählte er seinem Stamme von den edlen Handlungen der Donnerer und seit jener Zeit sind denselben daher göttliche Ehren erwiesen worden. Viele Propheten nennen auch in Folge dessen den Hauptdonnerer Hini, d. h. Großvater.

47.

Ein Unheilstifter.

Vox, der indianische Eulenpiegel, näherte sich einst auf seiner Wanderschaft einem Dorfe, aus dem ihm zwei junge Mädchen entgegenkamen. Um Aufsehen zu erregen, riß er schnell einen kleinen am Wege stehenden Pflaumenbaum aus der Erde und setzte ihn fest auf seinen Kopf. Dies gefiel den beiden Mädchen so außerordentlich, daß sie den Wunsch äußerten, doch auch auf diese Weise Bäume mit reifen Pflaumen in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben.

„Das ist eine Kleinigkeit,“ sprach Vox, und augenblicklich riß er noch zwei Pflaumenbäume aus dem Boden und setzte sie den Mädchen auf den Kopf. Darnach eilte er dem Dorfe zu, ehe er aber in dasselbe trat und den üblichen Marmruf ausstieß, befreite er seinen Kopf wieder von der ungewohnten Bürde.

„Was es doch nicht für merkwürdige Dinge auf der Welt gibt,“

sprach er zu den Dorfbewohnern, welche sich voller Neugierde um ihn versammelten; „da sind mir soeben zwei schöne junge Mädchen begegnet, denen wahrhaftig Pflaumenbäume auf dem Kopfe wuchsen.“

„Die müssen wir aber sehen!“ riefen die Frauen und eilten fort.

Sie fanden die Mädchen auf dem Boden sitzen und damit beschäftigt, sich Pflaumen von ihren Kopfbäumen zu pflücken. Aber siehe da! Die Wurzeln gaben nach und die Bäume fielen zur Erde. Die Frauen erklärten nun den Mädchen, daß ihnen der fremde Zauberer einen tollen Streich gespielt habe, und Alle beschloffen nun, ihn dafür zu bestrafen. Als sie jedoch ihr Dorf wieder erreichten, fanden sie aus, daß es Lox inzwischen schon verlassen hatte.

Das Nächste, was der Unheilstifter auf seiner Wanderschaft sah, war eine Frau, die einen Eimer in der Hand hatte und einem Seile entlang ging, das zwischen ihrem Wigwam und dem Flusse gespannt war. Sie muß blind sein, dachte er, und ging ihr nach und fand in ihrer Wohnung noch vier andere Frauen, denen ebenfalls das Augenlicht fehlte. Gleich machte er nun das Seil in der Nähe des Flusses los und band es an eine Stelle, an der sich kein Wasser befand. Wie nun die zweite Frau Wasser holen wollte, fand sie natürlich keins und kehrte mit dem leeren Eimer zurück.

„Ich kenne dich schon,“ ranzte sie eine ihrer Schwestern an; „Du bist einfach zu faul, das Wasser zu tragen, rühre die Suppe im Kessel und laß mich gehen!“

„Da nun Lox inzwischen das Seil wieder an der rechten Stelle befestigt hatte, so fand sie natürlich Wasser und fing nach ihrer Rückkehr mit der vermeintlichen Tagediebin Zanf und Streit an. Lox goß nun allen Weibern die brennend heiße Suppe über ihre Gesichter und da nun jede die andere dieser Schandthat beschuldigte, jede aber hartnäckig leugnete, geriethen sie sich tapfer in die Haare und Lox ging dann wieder seines Weges.

Den Mächten des nächsten Dorfes erzählte er wieder eine Lüge. „Ich komme,“ sprach er, „aus einer Ansiedlung, die von einer ansteckenden Krankheit schwer heimgesucht war, so daß man nicht mit Unrecht das Aussterben des ganzen Stammes befürchtete. Ich gab ihnen aber ein probates Heilmittel, so daß sie sich nun Alle wieder auf dem Wege der Besserung befinden. Sicherlich dauert es nicht lange, bis sich jene Seuche auch hier zeigen wird.“

„Sage uns doch ein Mittel!“ riefen nun alle Dorfbewohner, die sich allmählig um den Fremden gedrängt hatten.

„Gerne will ich euch dieses heilsame Geheimniß verrathen,“ sprach Lox; „Jeder umarme die neben ihm stehende Frau oder Jungfrau und küsse sie so schnell wie möglich!“

Dies ließen sich die leichtgläubigen Indianer nicht zwei Mal sagen und als die allgemeine Küßerei vorüber war, trat ein alter Mann zu Lox und fragte ihn heimlich: „Wirfst du in dem nächsten Dorfe daselbe thun?“

„Natürlich.“

„Dann ziehe ich mit, denn das Mädchen, das ich dahier umarmte, sprach, es wollte lieber die Pestilenz kriegen, als sich von mir küssen lassen. Da ich aber etwas lahm bin, so will ich lieber gleich abmarschiren, du wirfst mich doch schon zur rechten Zeit eingeholt haben.“

Er eilte also auch gleich fort und war wirklich vor Lox in dem nächsten Dorfe, woselbst er mehrere Mädchen mit Maisstößen beschäftigt fand. Eins derselben gefiel ihm besonders und er erzählte ihm, daß ihr Dorf bald von einem schweren Unglücke heimgesucht würde, doch wolle er es schon verhüten, daß Niemand dabei sein Leben verlöre. Darauf erschien Lox, um den sich in kurzer Zeit alle Männer und Frauen des Dorfes versammelt hatten. Nachdem derselbe nun die baldige Ankunft einer schrecklichen Pestilenz verkündet hatte und um ein Heilmittel gefragt worden war, sprach er: „Das Unglück ist nur dadurch abzuwenden, daß eine jede Frau den neben ihr stehenden Mann todtschlägt!“

Der erste, der niederstürzte, war der alte, lahme Junggeselle. Lox wartete aber das Ende des sich nun entspinrenden Kampfes nicht ab, sondern machte sich eiligst aus dem Staube.

Die nächste Nacht brachte er im Walde zu. Nachdem er sein Feuer angezündet hatte, trat ein Fremder zu ihm; demselben reichte er seine Pfeife und bat ihn, doch die Nacht bei ihm zuzubringen. Der Fremde nahm diese Einladung freudig an und unterhielt zum Danke seinen Wirth mit allerlei kurzweiligen Geschichten.

„Ich bin doch neugierig,“ sprach Lox, um dem Gespräch eine andere Wendung zugeben, „ob Du auch weißt, was für Holz ich hier brenne!“

„Hasel?“

„Nein.“

„Horn?“

„Nein.“

„Fichtenholz?“

„Nein.“

„Eder?“

„Nein.“

So ließ Loy seinen Gast so lange rathen, bis derselbe schlief, und dann beschmierte er ihm die Augen mit einem starken Klebstoffe und machte sich davon.

„Wenn ich den Kerl erwische, dann schlage ich ihn todt,“ sprach der Fremde, als er am nächsten Morgen erwachte und vergeblich versuchte, die Augen zu öffnen.

Ähnliche boshafte Streiche führte Loy überall aus und um seinem gefährlichen Treiben ein Ende zu machen, wurden die schnellsten Läufer und besten Jäger nach ihm ausgeschildt. Loy wich ihnen mehrmals auf schlaue Weise aus, aber er wäre ihnen zuletzt doch in die Hände gefallen, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit auf den Rauch seines Lagerfeuers gesetzt hätte und mit demselben fortgeflogen wäre.

In einer herrlichen Gegend voll üppiger Kornfelder und ausgedehnter Jagdgründe ließ er sich nieder. Die dortigen Wigwams hingen voller Bären- und Hirschfleisch und die sie bewohnenden Indianer waren die schönsten und stärksten, die er in seinem ganzen Leben gesehen hatte. Bei diesen glücklichen Menschen blieb er mehrere Schneeperioden.

Eines Morgens nun rieth ihm der Häuptling, wieder in seine Heimat zurückzukehren. „Dies sind,“ sprach er „die glücklichen Jagdgründe der Seligen. Lehre deine Leute, was du hier gelernt hast, damit sie ebenfalls später hieher kommen können.“

Eine Rauchwolke in Gestalt eines mächtigen Adlers trug nun Loy wieder an den Ort, den er zuletzt verlassen hatte, und da er dafelbst keinen seiner Verfolger vorfand, setzte er sich nieder und versank in tiefes Nachdenken. Darnach eilte er in das nächste Dorf, rief alle Leute darin zusammen und sprach: „Ich war einst ein böser Unheilstifter, jezt aber bin ich ein Bringer des Friedens. Ich komme direkt aus den Jagdgründen der Seligen und sage euch nun, wie ihr eben-

falls sicher dahin gelangen könnt. Trotzdem der Große Geist unsichtbar ist, so ist er doch überall. Er bringt den Wechsel der Jahreszeiten und läßt Korn und Bohnen wachsen. Es gefällt ihm nicht, daß ihr mit euren Brüdern Krieg führt. Er hat Boten, welche die jungen Kinder und die Kranken bewachen, und die Hexen und andere bösen Menschen bestrafen. Vergesst es niemals, diesen Boten zu danken."

Nach dieser Rede warfen die Indianer zum Zeichen des Dankes Tabak in das Feuer und Log setzte sich auf den aufwirbelnden Rauch und fuhr wieder in das Paradies zurück.

48.

So-geh-ja-wa.

Vor vielen, vielen Jahren waren die Ufer der Eriesees dicht von Indianern, und zwar hauptsächlich von Senecas und Illinois bevölkert, die beständig mit einander in Krieg lagen. Eines Wintermorgens hatten die Letzteren wieder einmal ein Dorf ihrer Feinde überfallen, und trotzdem sich dieselben verzweifelt wehrten, so wurde doch eine große Anzahl von ihnen erschlagen und gefangen genommen. Unter den Gefangenen befand sich auch ein fünfzehn Winter alter Knabe nebst seiner Mutter, die nun die Reise nach dem Dorfe der Illinois antreten mußten.

Als sie nun am ersten Abend um das Lagerfeuer saßen, sprach der Häuptling zu dem Knaben: „Du bist jetzt unser Gefangener und sollst nun mit uns den Kriegsgefang anstimmen; wenn du dies thust, soll dir kein Leid geschehen!“

Der Knabe gab vor, die Sprache der Illinois nicht zu verstehen und bat durch allerlei Zeichen um die Erlaubniß, in seinem Idiom singen zu dürfen, was ihm auch bereitwillig gewährt wurde. Er sang nun: „Ich werde es niemals vergessen, welches Unrecht ihr meiner Nation zugefügt habt. Ihr habt einen Knaben und eine hilflose Frau gestohlen. Wenn ich das Leben behalte, so werden Alle dahier ihre Skalpe verlieren!“ Der laute lebendige Gesang des Knaben gefiel dem Häuptling außerordentlich.

Darnach reisten sie weiter. Da es sich bald herausstellte, daß

die gefangene Frau zu schwach war, um den Weg nach dem Dorfe der Illinois zu Fuße machen zu können, so wurde beschlossen, sie umzubringen. Sobald sie nun dies erfuhr, sprach sie zu ihrem Sohne: „Räche mein Blut, sobald du kannst; erzähle später unserem Volke, wie schlecht ich hier behandelt worden bin, und höre niemals auf, ein Seneca zu sein!“ Nachdem er es ihr versprochen hatte, wurde sie mit einer steinernen Streitart erschlagen.

Die Illinois reisten darauf weiter und kamen nach mehreren Tagen eines Abends in der Nähe ihres Dorfes an. Sie beschlossen jedoch, erst am nächsten Morgen in dasselbe einzuziehen, und schickten vorläufig zwei Läufer dahin, damit die Leute im Dorfe sich auf einen würdigen Empfang der Sieger vorbereiten könnten.

Gleich wurde im Dorfe das Feuer im Rathhause angezündet und alles Volk versammelte sich, um die Ankunft der Zurückkehrenden abzuwarten. Ihre Freude kannte keine Grenze, als sie die vielen Skalps der verhassten Senecas flattern sahen, und als der Häuptling der Illinois den gefangenen Knaben sah, rief er aus: „Laßt uns reiflich überlegen, wie wir ihn quälen können, und kann er die Torturen aushalten, so soll ihm das Leben geschenkt und er in unsern Stamm aufgenommen werden!“

Da es die Andern zufrieden waren, so mußte sich der arme Knabe vorläufig mit bloßen Füßen auf die glühenden Kohlen des Rathhausfeuers stellen. Nachdem nun seine Füße über und über mit Brandblasen bedeckt waren, öffnete ihm dieselben ein alter Krieger mit einer Knochenadel, füllte sie dann mit scharfen Kieselsteinen und sagte ihm, daß er nun eine lange Strecke so schnell wie möglich laufen müsse. Die Indianer hatten sich, mit Dornsteden bewaffnet, in langer Reihe aufgestellt und warteten ungeduldig auf das Zeichen zum Anfangen des Wettlaufes. Ehe dasselbe gegeben wurde, bat der Gefangene um die Erlaubniß, sein Kriegslieb singen zu dürfen, was man ihm auch gewährte. Darauf sang er Folgendes: „Diese Grausamkeit werde ich nie vergessen; wenn ich gerettet werde, sollt ihr Alle eure Skalpe verlieren!“

Als er diese wenigen Worte geendet, schmerzten ihn seine Füße nicht mehr, und nun ging's Pfeilschnell auf und davon. Ja, er lief so schnell, daß ihm Keiner einen Schlag versehen konnte. Glücklich erreichte er also das Ziel seines Laufes, das größte Ver-

sammlungshaus des Stammes, in dem sich eine große Masse Indianer niedergelassen hatte, so daß jeder Platz darin besetzt war. Bald jedoch entdeckte er auf einem Baumstamme das Fell einer wilden Katze, und da ihm vorher im Traume befohlen worden war, sich darauf zu setzen, so that er es auch augenblicklich.

Nun sprach der Häuptling: „Wenn dieser Knabe gut erzogen wird, so wird sicherlich ein tüchtiger Illinois-Indianer aus ihm. Leider jedoch befindet sich die kinderlose Familie, die ihn vielleicht adoptiren würde, nicht hier und da ist es wohl das Beste, daß wir ihn nach drei Tagen auf einem Scheiterhaufen verbrennen!“

Da Alle damit einverstanden waren, so wurde gleich für das bevorstehende Fest Holz herbeigeschleppt. Als der bestimmte Tag anbrach, band man den unglücklichen Knaben an einen Pfahl, häufte Reisig um denselben, und gerade als man es anstecken wollte, bemerkte er einen alten Mann, der sein Skalpmesser gezogen hatte. „Es gibt doch noch Jemand,“ sprach der Knabe, „der Mitleid mit mir hat und meine Qualen enden will!“ Und er hatte Recht; aber der alte Mann gab ihm nicht den Gnadenstoß, sondern schnitt seine Fesseln ab und sprach: „Ich nehme ihn an Kindes Statt an; sein Auge ist hell und klar, und er wird ein tapferer Krieger werden. Sobald er die letzte Probe im Aushalten von Schmerzen bestanden hat, führe ich ihn in meinen Wigwam!“

Darauf führte er ihn an einen Fluß, stieß ihn hinein und hielt ihn geraume Zeit unter dem Wasser. Nachdem er dieses dreimal mit ihm wiederholt hatte und der Knabe immer noch lebte, führte er ihn nach Hause und sorgte dafür, daß seine Füße wieder heilten.

Mit der Zeit wurde der Knabe ein tüchtiger Jäger und Krieger, so daß ihm der Häuptling der Illinois gern seine schönste Tochter zur Frau gab. Das ihm widerfahrne Unrecht hatte er aber inzwischen nicht vergessen, trotzdem er sich stets den Anschein eines treuen Illinois zu geben wußte.

Nachdem er so fünfzehn Jahre unter ihnen verbracht hatte, hörte er eines Tages, daß die Häuptlinge wieder mit dem Plane umgingen, den Senecas einen blutigen Besuch abzustatten. Er erklärte sich augenblicklich bereit, an diesem Zuge Theil zu nehmen, und machte sich anheißig, mehr Skalpe als irgend ein Anderer zu erbeuten. Diese Rede gefiel nun Allen so sehr, daß sie ihn einstimmig zu ihrem

Führer wählten. Als sie die Wigwams der Senecas von fern rauchen sahen, sandte Sa-geh-jo-wa zwei Spione aus, um in der ihm aus seiner Knabenzeit bekannten Gegend auszufinden, wo denn eigentlich das Hauptlager der Senecas sei. Dieselben kamen nach kurzer Zeit mit der Meldung zurück, daß sie überall die noch warme Asche von Lagerfeuern, jedoch keinen einzigen Seneca gesehen hätten. Am Tage darauf begab sich nun Sa-geh-jo-wa nebst einem andern Illinois selber auf den Weg, um Erkundigungen über die Senecas einzuziehen. Nachdem sie eine Zeit lang zusammen marschirt waren, gab Sa-geh-jo-wa seinem Begleiter den Befehl, in einer bestimmten Richtung allein weiter zu gehen, währenddem er in der entgegengesetzten Richtung Erkundigungen einzuziehen wolle.

Als er sich nun allein sah, suchte er einen ihm aus früherer Zeit her bekannten Seneca auf, beschrieb ihm den Aufenthaltsort der Illinois und bat ihn, alle waffenfähigen Senecas am nächsten Tage dorthin zu führen, um die verhassten Feinde endlich zu vernichten.

So geschah es denn auch. Sobald Sa-geh-jo-wa die Mitglieder seines Stammes heranrücken sah, schloß er sich denselben an und richtete mit ihnen ein schreckliches Blutbad unter den Illinois an. Jeder Illinois hügte seinen Skalp ein, und als danach die Senecas ein großartiges Siegesfest feierten, erzählte ihnen Sa-geh-jo-wa von den schrecklichen Qualen, die er am Anfang seiner Gefangenschaft ausgestanden hatte.

Seit jener Zeit blieb er bei den Senecas und als er starb, legte man eine vierfache Anzahl von Pfeifen, Pfeilen, Bögen und Tomahawks neben seine Leiche. Noch auf den heutigen Tag steht sein Name in hoher Ehre bei den Senecas.

49.

Wie der Hase die Fischotter nachahmen wollte.

In der Mitte eines grimmig kalten Winters war es dem Hasen, der mit seiner Großmutter eine kleine Hütte bewohnte, gar schwer, den nöthigen Lebensunterhalt herbeizuschaffen, und da es allen Anschein hatte, daß an eine baldige Besserung des Wetters, sowie überhaupt der Verhältnisse nicht zu denken war, so war guter Rath theuer.

Als nun einst der Hase in seiner Verzweiflung durch den Wald lief, kam er an einen einsamen Wigwam, der an dem Ufer eines Flusses stand und von einer Fischotter bewohnt war. Dieselbe war sehr gastfreundlich und da dem Hasen der Hunger aus den Augen sah, so lud sie ihn in ihre Hütte ein, lief dann zum Flusse und holte aus einem in das Eis geschlagenen Loche eine Anzahl Aale hervor. Dieselbe kochte sie dann und setzte sie ihrem Gaste vor.

Wahrlich, dachte der Hase bei sich, diese Fischer verstehen es, sich leicht und billig zu ernähren. Kann ich, da ich doch sonst so geschickt bin, nicht daselbe thun? Gewiß.

Nachdem er sich darauf bei der Fischotter für die freundliche Bewirthung bedankt hatte, bat er sie, nach drei Tagen zu ihm zu kommen und sein Gast zu sein.

„Laß uns,“ sprach er am folgenden Morgen zu seiner Großmutter, „unfern Wigwam an den See schleppen.“

Nachdem dies geschehen und der Hase einen aus Eisschollen bestehenden Weg von seiner Hütte zum See gebaut hatte, glaubte er alle Vorbereitungen für den erwarteten Besuch getroffen zu haben. An dem bestimmten Tage erschien dann auch die Fischotter.

„Großmutter,“ sprach der Hase, „mache Feuer an, um ein gutes Mittagessen zu kochen.“

„Aber was soll ich denn kochen?“ erwiderte die besorgte Alte.

„Das wird sich schon finden,“ sprach der Hase und eilte mit seinen Fischergeräthen dem Wasser zu. Da jedoch der Weg für seine Füße zu glatt war, so taumelte er hin und her und fiel schließlich kopfüber ins Wasser, aus dem ihn die Fischotter noch rechtzeitig herauszog, denn sonst wäre er, da er ein ebenso schlechter Fischer wie Schwimmer war, sicherlich ertrunken.

„Was mag dem Kerlchen wohl in den Sinn gekommen sein?“ fragte die Fischotter die ängstliche Großmutter.

„Er hat Jemanden etwas thun sehen und wollte es nachahmen,“ erwiderte diese.

„Ich verstehe,“ sprach die Fischotter, eilte zum Flusse und kehrte bald mit einer Ladung von Fischen zurück. Dieselbe schleuderte sie dem Hasen verächtlich vor die Füße und ging dann ihres Weges.

Nach eine Hasengeschichte.

Trotz allen Mißgeschicks und allen Spottes glaubte der Hase immer noch, daß Dasjenige, was ein anderes Thier thue, er auch fertig bringen könne, und wenn er einmal seinen Kopf aufgesetzt hatte, so nahm er keine Vernunft mehr an, auch wenn er sein Leben auf das Spiel setzte.

Eines Tages besuchte er seinen Nachbar, den Bären, und sah bei dieser Gelegenheit, wie derselbe seine Jungen fütterte. Der Bär stellte nämlich einen großen Kessel auf das Feuer und schnitt sich dann ein Stück von seiner Klaue ab und warf es in das kochende Wasser, worauf es allmählig solche Größe annahm, daß er, seine Jungen und auch der Hase in Hülle und Fülle zu essen hatten. Ja, man gab dem Hasen sogar noch ein großes Stück Fleisch nach Hause mit.

„Das kann ich auch thun,“ dachte der Hase und lud den Bären auf den nächsten Tag zu einem Gastmahle ein.

Als der Bär bei ihm erschien und die Großmutter den Kessel auf das Feuer gesetzt hatte, machte sich der Hase daran, sich ein Stück Fleisch von seinen dürren Pfoten zu schneiden. Aber, wie sehr er sich auch abquälte, seine Mühe war vergebens.

„Was hat er eigentlich vor?“ brumnte der Gast.

„Er will wieder einmal etwas nachahmen,“ erwiderte die Großmutter.

„Gib mir das Messer,“ sprach der Bär und im nächsten Augenblick, da lag auch schon ein Stück von seinen Klauen im Kessel.

Nachdem sie sich gründlich gelabt hatten, verabschiedete sich der Bär. Der Hase aber mußte lange warten, bis es ihm sein wunder Fuß erlaubte, den Wigwam wieder zu verlassen.

Der Ursprung der Frösche, Krebse und Blutegel.

Das Dorf der Micmac-Indianer war durch hohe Gebirgsketten so ziemlich von allem Verkehre mit der übrigen Welt abgeschlossen

und die Bewohner desselben führten daher ein friedliches, nur selten durch feindliche Stämme unterbrochenes Leben. Die Jagd war erziehbildend und ein an dem Dorfe vorbeieilender Fluß lieferte das frischeste und klarste Wasser, das man nur wünschen konnte.

Einstens aber bemerkten die Micmacs zu ihrem größten Leidwesen, daß ihr Fluß von Tag zu Tag mehr abnahm und als sich im Herbst die gewohnten Regengüsse einstellten, ward er sogar so trocken, wie der Knochen in der Asche eines Wigwamseuers. Was war nun zu thun? Weit im Norden befand sich an demselben Ströme ein anderes Indianerdorf, dessen Bewohner sicherlich über die Ursache dieser gefährlichen Trockenheit Auskunft geben konnten, weshalb denn ein Bote dahin abgesandt wurde.

Als derselbe nach einer mehrtägigen Reise den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, sah er, daß daselbst ein starker Damm durch den Fluß gebaut war und daß kein Tropfen über denselben fließen konnte. Ein in der Nähe desselben stehender Mann gab ihm auf seine Frage über den Zweck dieses Bauwerks die kurze Antwort, er solle zum Häuptling gehen, auf dessen Befehl dieser Damm erbaut worden sei.

Dieser Häuptling nun war ein höchst sonderbares Geschöpf. Seine gelben Augen starrten wie Tannenzapfen aus dem Gesicht hervor, seine langen Beine waren durch eine Schwimnhaut verbunden und sein Mund reichte von einem Ohr zum andern. Er hatte seine Riesengestalt behaglich im Schlamm ausgestreckt, als der Micmac mit seiner Bitte vor ihn trat.

„Suche dir sonstwo Wasser,“ gab er ihm barsch zur Antwort.

„Aber meine Leute sterben vor Durst,“ erwiderte bittend der Micmac. Schadenfroh lächelnd stand nun der Riese auf, bohrte mit seinem Pfeile ein Loch in den Damm und befahl dann dem Fremden, sich schleunigst zu entfernen. Zu Hause wieder angekommen, sah dieser zu seiner größten Freude, daß sich wirklich wieder etwas Wasser im Flusse befand; aber nach wenigen Tagen hörte der Zufluß auf und die alten Klagen hörte man auf's Neue.

Nun wurde ein Kriegsrath abgehalten und der Beschluß gefaßt, lieber in einem ehrlichen Kampfe mit dem feindlichen Stamme zu sterben, als durch die Qualen des Durstes umzukommen und gleich bereiteten sich auch die erfahrensten Krieger auf die Reise vor. Als

dies ihr Nationalgott Gluskap sah, erschien er plötzlich im Kriegsschmuck unter ihnen und sagte, er würde ihnen beistehen und den hartherzigen Riesen schon zur Vernunft bringen.

Ein gerade vorbeisauender Sturmwind führte ihn im Augenblicke nach dem feindlichen Dorfe. Dort setzte er sich auf den Damm und bat einen in der Nähe stehenden Knaben um Wasser.

„Ohne Erlaubniß unseres Häuptlings darf dahier kein Wasser verabreicht werden,“ entgegnete dieser.

„Gehe dann zu ihm und frage ihn; aber eile dich!“ erwiderte Gluskap.

Es dauerte übrigens über eine Stunde, ehe der Knabe wieder zurück kam, und das mitgebrachte Wasser war so trübe und schmutzig, daß es kein Hund angerührt hätte. Wüthend eilte nun Gluskap zum Häuptling und rief:

„Schlammkönig! Ich will Wasser und zwar von dem allerbesten!“

„Suche es dir!“ erwiderte der Angeredete. Im nächsten Augenblicke aber saß ihm auch schon Gluskap's Speer im Bauche und siehe da! blühschnell entsprudelte demselben ein blendend klarer Wasserstrahl, der bald das trockene Flußbett gefüllt hatte. Nun nahm Gluskap Riesengestalt an und zerdrückte den hartherzigen Häuptling, der sich nun als ein Ochsenfrosch entpuppte. Seit jenem Tage ist die Rückenhaut aller Ochsenfrösche voll unzähliger Runzeln und Falten.

Als Gluskap nun wieder in dem Dorfe der Micmacs angekommen war, fand er in demselben auch keinen einzigen Indianer mehr. Es war nämlich darin während seiner Abwesenheit eine Verwandlung vor sich gegangen, die so merkwürdig war, daß man in allen Zeiten davon reden wird.

Die ehrlichen und braven Micmacs, die Hirschfleisch, Bärenöl und Ahornzucker in Hülle und Fülle besaßen, aber noch immer kein Wasser hatten, da der Strom des feindlichen Häuptlings dort noch nicht angekommen war, hatten den Wunsch geäußert, lieber im Wasser als auf dem Lande zu leben und dieser Wunsch war auch in Erfüllung gegangen. Der eine war ein Frosch, der andere ein Krebs, der dritte ein Blutegel, der vierte ein Fisch u. s. w. geworden. Sobald sich nun das Flußbett bei ihrem Dorfe füllte, stürzten sie sich in den Strom und wurden somit die Stammeltern aller Thiere, welche das Wasser bewohnen.

Eine Hasengeschichte.

Ischi-Mahtigweß, der große Hase, war ein stattlicher, wohlgeuährter Bursche mit einem langen buschigen Schwanze, auf den er sich nicht wenig einbildete. An Zuverlässigkeit und Bereitwilligkeit, einem leidenden Mitgeschöpfe zu helfen, kam ihm übrigens, was zu seiner Ehre gesagt werden muß, Niemand gleich und er war deshalb auch überall ein wohlgelittener und gern gesehener Gast.

Eines Tages begegnete ihm ein alter Mann, der schlecht zu Fuß war, und bat ihn, ihm doch den kürzesten Weg nach dem nächsten Dorfe zu zeigen. Natürlich bot sich der Hase gleich als Begleiter an und hüpfte lustig voraus, so daß ihn der langsame Alte bald aus dem Gesichte verlor. Als sich endlich der Hase einmal umblickte, war der Alte verschwunden und er hatte lange zu suchen, ehe er ihn in einer Höhle, in die er gefallen war, entdeckte.

Alle seine Versuche jedoch, ihn aus dem tiefen Gefängnisse zu erlösen, mißlangen. „Halte dich an meinem Schwanze fest!“ rief der Hase und nachdem dies der Unglückliche gethan hatte, machte er einen gewaltigen Sprung, bei dem der Schwanz gänzlich abbrach und in den Händen des alten Mannes zurückblieb.

„Fasse mich bei den Hüften!“ rief nun der anopferungslustige Hase und auf diese Weise brachte er ihn endlich herauf. Aber seit jener Zeit haben alle Hasen Stumpfschwänze und schmale, eingedrückte Hüften.

Der alte Mann war auf dem Wege nach einem entfernten Dorfe, in welchem er sich mit einem jungen Mädchen verheirathen wollte, und um sich gegen den Hasen dankbar zu erweisen, lud er ihn zur Hochzeitsfeier ein. Der Hase ging auch bereitwillig mit und tanzte so wacker mit der Braut und schwang sie so hastig hin und her, daß ihr dabei das Kleid zerriß. Schnell nähte er es ihr nun mit einer Hirschsehne zusammen, doch hielt er das eine Ende derselben dabei so fest im Munde, daß sich an demselben eine Scharte bildete, die noch heut an seinen Nachkommen wahrzunehmen ist.

Der Braut gefiel übrigens der junge, stattliche Hase besser, als ihr alter Mann und es dauerte nicht lange, da verließ sie denselben

heimlich und verheirathete sich mit dem Hasen, bei dem sie sich, wenn derselbe nicht inzwischen gestorben ist und sie nicht abermals einen angenehmeren Liebhaber gefunden hat, heute noch aufhält.

53.

Das Rebhuhn und sein wunderbares Wigwam.

Als einstmals ein Indianer durch einen einsamen Wald ging, kam es ihm vor, als höre er in seiner Nähe ein eigenthümliches Stampfen, und um die Ursache desselben ausfindig zu machen, ging er dem Schalle nach und sah dann einen Mann und eine Frau einen Baum umtanzen, in dessen Wipfel ein Waschbär saß.

„Was macht ihr da?“ fragte er.

„Wir tanzen,“ antwortete der Mann, „den Boden ringsumher fort, damit der Baum umfällt und wir den Waschbären fangen können.“

„Das macht man jetzt viel einfacher,“ sprach der Reisende, zog eine Axt hervor und hackte den Baum um, wofür ihm späterhin die Frau das Fell des Waschbären zum Geschenke machte. Darauf setzte der Indianer seine Reise fort.

Am nächsten Tage begegnete ihm ein Mann, der ein großes Haus oder ein aus mehreren Zimmern bestehendes Birken-Wigwam auf dem Kopfe trug. Da er so etwas vorher nie gesehen hatte, so fürchtete er sich anfangs und wäre sicherlich davongelaufen, wenn der Mann das Haus nicht auf den Boden gestellt und ihm freundlich die Hand gereicht hätte. Jeder zündete sich nun seine Pfeife an, und bald waren Beide die besten Freunde von der Welt. Der Hausmann fand besonderes Wohlgefallen an dem Waschbärenpelz und wünschte ihn zu kaufen, oder gegen sein Haus einzutauschen, doch dauerte es lange, ehe sich der Indianer dazu bereben ließ. Nachdem derselbe aber das tragbare Haus einer genauen Untersuchung unterworfen und gefunden hatte, daß es so leicht wie ein Korb war, gab er seinen Pelz hin, hob das Haus auf seine Schultern und marschirte weiter.

Gegen Abend kam er an eine Gebirgskette, die voller Birken stand und da sich außerdem daselbst eine herrliche Wasserquelle befand,

so beschloß er, sich dort niederzulassen und diese Stelle zu seiner Heimat zu machen. Er setzte also sein Haus auf den Boden und sah sich jedes Zimmer darin genau an. In einem derselben fand er ein weiches, mit weißem Bärenfell bedecktes Bett und brachte darin die Nacht zu.

Als er am Morgen erwachte, sah er zu seiner Freude die herrlichsten Gewaaren, wie Hirschfleisch, Enten und Körbe voll Erdbeeren, Ahornzucker und Maisähren, an der Zimmerdecke hängen; doch als er darnach sprang, zerschmolz plötzlich das weiße Bärenfell, denn es war ja der Schnee des Winters und dasjenige, was er für Gewaaren angesehen hatte, waren die frühen Knospen der ihn umgebenden jungen Birken. Der Indianer selber war übrigens ein Rebhuhn, das nach der Sitte seiner Familie den Winter unter einem sicheren Schneedache zugebracht und nun sein Versteck verlassen hatte, um den nahekenden Frühling zu begrüßen.

54.

Des Steinriesen Herausforderung.

Ein Steinriese forderte einstmals einen Seneca-Häuptling zum Wettlaufen heraus und da dieser darauf einging, so wurde ein bestimmter Tag dafür festgesetzt.

Der Häuptling machte sich ein Paar gute Mokassins und da er ein guter Läufer war, so ließ er am bestimmten Tage den etwas unbeholfenen Steinriesen bald hinter sich. Wie der Bliß eilte er durch Buschwerk und Kornfelder, wurde aber dadurch so müde, daß er gezwungen war, sich einen Augenblick auszuruhen. Auch waren seine Mokassins so zerrissen, daß er beinahe auf den bloßen Füßen laufen mußte. Nach einer Weile versuchte er es, einen hohen Felsen zu erklimmen und da der Steinriese seinen Kopf nicht aufwärts richten und somit die Spur seines Rivalen nicht verfolgen konnte, so mußte er seine Zuflucht zur Zauberkunst nehmen. Er zog also einen abgehauenen Menschenfinger aus der Tasche, hielt ihn in die Höhe und gleich zeigte ihm derselbe die Richtung des Seneca-Häuptlings an. Dieser sah es jedoch und sobald der Steinriese in seiner unmittelbaren Nähe war, bückte er sich plötzlich und entriß ihm das werthvolle Zauberwerkzeug.

„Du hast gewonnen,“ sprach der Steinriese; „da du meinen Zauberring besitzest, so wirst du auf der Jagd stets Glück haben, denn derselbe wird dir stets die Richtung anzeigen, in welcher du Wild findest.“

55.

Die Zwerge und die Jäger.

Einstmals hatten einige Senecas einen Jagdzug unternommen und hatten so viele Bären und Hirsche geschossen, daß sie das Fleisch derselben nicht mehr tragen konnten und es insolgebeßsen wegwerfen mußten. Doch behielten sie die Felle dieser Thiere, um sie späterhin verkaufen oder vertauschen zu können. Aber dies Glück währte nicht lange, denn bald kamen sie in eine Gegend, die an Wild so arm war, daß sie bitteren Hunger leiden mußten. Da trat nun eines Tages ein Zwerg auf sie zu und sprach: „Ihr habt eure gegenwärtige Lage durch eigene Schuld, nämlich durch eure Verschwendung verursacht.“

„Was sollen wir aber thun, um nicht zu verhungern?“ fragten die Senecas.

„Opfert eure Felle.“

„Wie lange gibst du uns Zeit, darüber nachzudenken?“

„So viel wie ihr wollt. Ueberlegt euch die Sache und sobald ihr zu einem Entschlusse gekommen seid, klopft an irgend einen Felsen und es wird alsdann einer meines Geschlechtes erscheinen und eure Antwort entgegennehmen.“

Darauf entfernte sich der Zwerg.

Die Jäger aber konnten sich zum freiwilligen Aufgeben ihrer Felle nicht entschließen und klopften daher den Zwerg wieder herbei, um bessere Bedingungen von ihm zu erlangen. Der Zwerg erschien auch wirklich, doch erklärte er ihnen, daß er ohne die Erlaubniß seiner Kollegen nicht von der ursprünglichen Bedingung abweichen dürfe; doch wolle er mit ihnen Rücksprache nehmen und die darbenenden Jäger wenigstens für den Augenblick mit Speise und Trank versehen. Darauf führte er sie in ein unterirdisches Gemach, in dem sie einen ganzen Tag auf den Entschluß der Zwerge warten mußten. Derselbe

lautete jedoch ihrem Wunsche gemäß: sie wurden mit Fleisch versehen und durften auch ihre Felle behalten; doch durften sie nicht vor Mitternacht nach ihrer Heimat abreisen. Als sie nun zur bestimmten Zeit von den Zwergen zum Aufbruch geweckt wurden, sahen sie sich zu ihrem größten Erstaunen wieder in dem Dorfe ihrer Stammesgenossen und konnten denselben nicht genug von der Großmuth der freundlichen Zwerge erzählen.

56.

Ein Schweinmensch.

Die Knaben der Tonawanda-Reservation sahen einst auf einer waldigen Anhöhe ein großes Schwein und eilten hinter ihm her, um es zu fangen. Doch das Schwein biß beständig so wüthend um sich, daß es gefährlich war, es anzugreifen; aber die Jungen ließen doch nicht von ihrer Verfolgung ab.

An einem kleinen Strome angekommen, verschwand es plötzlich, ohne daß noch eine Spur von ihm zu entdecken war. Währenddem nun die Knaben mit Suchen beschäftigt waren, sahen sie einen alten Mann am Ufer sitzen, der sie lachend fragte, worauf sie eigentlich Jagd machten.

„Wir suchen ein Schwein,“ erwiderten sie. Darauf erklärte der Alte, daß er es gewesen sei, den sie verfolgt hätten, woraus dann die Knaben schlossen, daß er ein gefährlicher Zauberer sei, weshalb sie auch gleich ihren Heimweg antraten.

57.

Weshalb der Chipmunk schwarze Streifen auf dem Rücken hat.

Als einst das Stachelschwein zum Herrscher über alle Thiere der Erde ernannt worden war, rief es dieselben zusammen und fragte sie: „Sollen wir die ganze Zeit Tag mit Sonnenschein oder Nacht mit Dunkelheit haben?“

Da dies unstreitig eine Frage von der höchsten Bedeutung war und jedes Thier seine besondere Ansicht hatte, so dauerte es natürlich lange, bis sie sich einigen konnten.

Der Chipmunk (gestreiftes Eichhörnchen) wollte abwechselnd Tag und Nacht haben und sang beständig: „Das Licht kommt; es muß hell sein!“ Der Bär aber brummte dazwischen: „Die Nacht ist am besten; ich will Dunkelheit haben!“

Auf den Gesang des Chipmunk aber brach wirklich der Tag an und da die Nachtpartei also besiegt worden war, so beschloß dieselbe, sich an dem Eichhörnchen zu rächen und der Bär machte sich augenblicklich zur Verfolgung desselben auf. Dieses schlüpfte jedoch schnell in eine enge Baumhöhle, in die ihm der Bär nicht nachkriechen konnte. Derselbe hatte ihm aber doch mit seiner schwarzen Tazze einen Schlag auf den Rücken versetzt und von diesem Schläge her datiren sich die schwarzen Streifen auf dem Rücken des Chipmunk.

Seit jener Zeit haben Tag und Nacht mit einander regelmäßig abgewechselt.

58.

Wie die Sterne entstanden.

Sieben irakessische Knaben hatten es in der Gewohnheit, des Tags über Nüsse und Korn zu sammeln und sie am Abende gemeinschaftlich zu verzehren, bei welcher Gelegenheit stets der beste ihrer Sänger einige Lieder vortragen mußte. Nun hatten sie sich einst vorgenommen, ein größeres Fest zu feiern und sollte Jeder etwas bringen, um der Abwechslung wegen einmal eine schmackhafte Suppe zu kochen. Da aber ihre Eltern damit nicht einverstanden waren, so verweigerten sie ihnen die Suppeningredienzien, wodurch sie gezwungen waren, mit ihrer altgewohnten Mahlzeit zufrieden zu sein. Sobald sie nun mit dem Essen fertig waren, stimmte der Vorsänger ein begeistertes Lied an und die Jungen tanzten so rasend um ihn herum, daß sie sich zuletzt auf einmal in die Luft versetzt sahen. Dort wurden sie in Sterne verwandelt und sind dajelbst heute noch als die sogenannten Plejaden zu sehen. Der frühere Vorsänger ist jedoch der dunkelste Stern geworden und zwar zur Strafe, weil er mehrmals den Wunsch geäußert hatte, wieder zur Erde zurückzukehren.

Um dieselbe Zeit waren auch zahlreiche Jäger mit der Verfolgung eines Bären beschäftigt, doch ehe sie denselben erlegen konnten, wurden sie von einem wilden Steinriesen angegriffen und Alle bis auf drei getödtet. Diese Drei wurden nun mit dem Bären von unsichtbaren Geistern in den Himmel getragen, wo sie noch auf den heutigen Tag zu sehen sind. Der erste Jäger verfolgt den Bären dort noch immer mit Pfeil und Bogen; der zweite hält einen Kessel in der Hand und der dritte sammelt Reiser. Nur im Herbst durchbohren die Pfeile des Jägers den Bären und dessen herabfallendes Blut färbt alsdann das Laubwerk der Bäume.

Dann gab es damals auch eine alte Frau, die sich, da sie das Ende der Welt nicht mit Gewißheit voraussagen konnte, äußerst unglücklich fühlte. Im Uebrigen aber besaß sie die Gabe der Weissagung und wurde nun zur Strafe für ihre Unzufriedenheit auf den Mond versetzt, wo man sie heute noch klar und deutlich ein Stirnnetz weben sieht. Einmal jedes Monats rührt sie das kochende Korn in ihrem Kessel und bei dieser Gelegenheit zerreißt dann die sie beständig begleitende Rake jedesmal ihr Netz, so daß sie die Arbeit immer wieder von Neuem anfangen muß und niemals damit fertig wird.

59.

Der Todtentanz.

Unter den Passamaquoddis lebte ein schöner, tapferer Jüngling, der auch zugleich ein tüchtiger Jäger war. Und es war daselbst auch eine schöne Jungfrau; wie hieß sie doch noch? Wohlhahngweß — Kalliwahdazi — nein, ich weiß es nicht mehr. Aber sie war stolz und herrischsüchtig, und, was das Schlimmste war, sie war auch eine Hexe, ohne daß dies Jemand wußte. Sie wollte den jungen Mann gerne zum Ehegemahl haben; diesem aber eilte es mit der Hochzeit nicht und er machte daraus durchaus kein Hehl, und sagte ihr, da er sich auf die Herbst- und Winterjagd vorbereiten müsse, so habe er keine Zeit zum Heirathen.

Da wurde sie nun äußerst zornig und sprach: „Du kannst gehen; aber wie du gehst, kommst du nicht wieder zurück.“ Doch diese ihm unverständliche Drohung kümmerte ihn nicht im Mindesten.

Als er nun weit weg im Norden war und der Winter bereits seinen Anfang genommen hatte, wurde er auf einmal tobsüchtig. Sein älterer Bruder, der ebenfalls mit auf die Jagd gegangen war und nicht wußte, was er in diesem Falle thun sollte, eilte an den Fluß und citirte durch ein Zauberlied den Wivillimid herbei. Derselbe erschien denn auch augenblicklich; seine Augen sprühten Feuer und seine Hörner wurden zusehends größer.

„Was willst du von mir?“

„Mache meinen Bruder wieder gesund.“

„Das will ich gerne thun, wenn du dich nicht fürchtest.“

„Ich kenne keine Furcht.“

„Fürchtest du dich auch nicht vor mir?“

„Weder vor dir, noch vor Mitschehaut dem Teufel.“

„Dann fasse mich bei den Hörnern und schabe dir mit deinem Messer etwas davon ab.“

Als dies der Indianer gethan hatte, sprach die Schreckensgestalt: „Jetzt eile zu deinem Bruder und thue ihm die Hälfte des abgeschabten Stoffes in Wasser und laß es ihn trinken.“

„Was soll ich denn mit der andern Hälfte machen?“

„Die mußt du dem Mädchen geben, die an allem Unglück schuld ist.“

Darauf eilte der Indianer zu seinem Bruder zurück und gab ihm das betreffende Getränk, worauf er wieder genas.

Als die Jagdzeit vorüber war, eilten Beide nach Hause. Sie kamen spät am Abende an, und sahen, wie sich die Jünglinge und Jungfrauen ihres Stammes in einem geräumigen Wigwam versammelt hatten, lustig sangen und tanzten. Schnell füllte nun der Indianer ein Gefäß mit kühlem Wasser, that das von den Hörnern des Ungeheuers abgeschabte Pulver hinein und überreichte es der jungen Hexe, als sie vom Tanzen erhitzt vor die Thüre trat. Ohne sich lange zu besinnen, trank sie den Inhalt aus und eilte dann wieder in den Wigwam zurück. Doch mit jedem Schritte ward sie zusehends älter und als der Tanz beendet war, fiel sie nieder und war todt.

Im Tode hatte sie das Aussehen einer hundertjährigen Squaw.

Wie Gluskap die bösen Indianer in Klapperschlangen verwandelte.

Kennst du Atosis, die Schlange? Nun, die schlimmsten Schlangen sind immerhin die Klapperschlangen und das Merkwürdigste ist: dieselben waren früher böse Indianer, die weder Zucht noch Ordnung kannten und sich an keine Vorschriften lehrten.

Nun theilte ihnen ihr Gott Gluskap eines Tages mit, daß die Sintfluth bald hereindrehe und daß ihnen das Wasser bis über die Köpfe gehen werde.

„Dann werden wir einfach naß,“ erwiderten sie.

„Aber ihr werdet alle ertrinken!“

Auch diese Bemerkung machte auf die wilden Burschen keinen Eindruck; sie fingen munter an zu tanzen und lärmten mit ihren Rasseln, die sie aus Schildkrötenschale gemacht und mit Kieselsteinen gefüllt hatten.

Endlich fing es an zu regnen, aber sie tanzten immer weiter. Der Donner rollte, aber sie schwangen lustig ihre Rasseln. Dies ärgerte nun Gluskap gewaltig; aber er ließ sie doch nicht ertrinken, sondern verwandelte sie in Klapperschlangen. Dieselben klappern heute noch, wenn sich ihnen ein Mensch naht. Wie gefällt dir diese Musik?

Unter den Donnergeistern.

Einstmals ging ein Jäger auf die Jagd und kam an den Berg Katohdia, woselbst er sich eine Hütte baute. Kurze Zeit darauf ward es Winter und ein dichter Schnee fiel, so daß er also seine Streifzüge auf Schneeschuhen unternehmen mußte.

Eines Tages bemerkte er die Spuren fremder Schneeschuhe im Schnee und folgte denselben, bis er vor einen hohen Felsen kam, wo sich dieselben verloren. Er sah verwundert um sich und horchte; auf einmal trat direkt aus dem Felsen ein schönes junges Mädchen,

das er aber nicht anzureden wagte. Sie beantwortete ihm jedoch alle seine Gedanken auf eine so liebenswürdige Weise, daß er seine Schüchternheit bald vergaß und ihr willig folgte.

„Fürchte dich nicht,“ sprach sie, „sondern gehe nur getrost mit mir.“

Der Felsen, der vor ihm war, war wie von Luft, denn er konnte ohne die geringste Schwierigkeit durch denselben marschiren.

Nach kurzer Zeit befanden sie sich in einer großen Höhle, in der ein alter Mann vor dem Feuer saß und ihn herzlich willkommen hieß. Ueberhaupt wurde er von diesen Beiden so freundlich aufgenommen, wie nie vorher in seinem Leben.

Am Abend sprach der Alte zu seiner Tochter: „Kannst du etwas von deinen Brüdern hören?“

Endlich, nachdem sie mehrmals vergeblich gehorcht hatte, rief sie: „Jetzt kommen sie!“ und gleich darauf hörte man den Donner und sah den Blitz, aus dessen Licht zwei stattliche Jünglinge hervortraten. Ihre Augenbrauen waren von Stein und ihre Gesichter sahen wie Felsen aus, und dieselbe Eigenthümlichkeit war auch an dem Vater bemerklich.

Am jedem Morgen rief der Alte: „Söhne, steht auf und besucht die Welt, um unsere Freunde zu retten. Haltet euch von den Vämmern fern; seht ihr aber Etwas, was Denen, die wir lieben, schaden kann, so vernichtet es ohne Gnade!“

Da setzen sich dann die Söhne auf die Wolken und befahren die Luft. Wenn es blizt, so beschießen sie die Feinde ihrer Freunde.

Als der Jäger wieder zu Hause angekommen war, fand er aus, daß er sich sieben Jahre in der Fremde befunden hatte.

62.

Der Stiefsohn.

Es war einmal ein Frohse, der hatte einen Stiefsohn, den er sehr haßte und von dem er sich gar gerne befreit hätte. Als er nun eines Tages auf die Jagd ging, sah er die Höhle eines Stachelschweins und sprach: „Das ist gerade, was mir paßt!“ Darauf eilte er nach Hause, holte seinen Stiefsohn und sagte zu ihm: „Siehe, da habe ich das Nest eines Stachelschweins gefunden; du bist klein und kannst hineinkriechen und uns die Jungen holen!“

Der Knabe gehorchte auch; doch als er in der Höhle war, verstopfte der grausame Stiefvater schnell den Eingang und eilte davon.

Als nun der arme Knabe entdeckte, daß er hintergangen worden, weinte er so lange, bis er aus lauter Erschöpfung in Schlaf sank. Nach langer Zeit erwachte er und sah sich in einem geräumigen Wigwam, in welchem eine alte Frau auf- und abging. Dieselbe setzte ihm Speise vor, doch war dieselbe so bitter, daß er sie nicht genießen konnte. Daranf rief sie viele Thiere zu einer Rathssversammlung herbei und fragte sie, was man wohl dem jungen Menschen am besten zu essen gebe.

Der Fuchs sprach: „Ich lebe von wilden Gänsen und Vögeln. Ich möchte ihn gerne in meine Familie aufnehmen und ihn erziehen; aber er kann doch kein rohes Fleisch essen!“

Darauf gaben die andern Thiere Auskunft über ihre Lebensweise und Nahrungsmittel und es wurde allgemein bedauert, daß man dem jungen Menschen nicht helfen konnte.

Zum Schlusse sprach der Bär: „Ich lebe von Nüssen und glaube, diese kann auch er essen. Er kann sich also in meiner Wohnung einquartieren und mit meinen Jungen spielen.“

Da dies noch das Beste war, was unter den obwaltenden Umständen gethan werden konnte, so waren auch alle Thiere mit dem Vorschlage des Bären einverstanden und versprachen, ebenfalls fleißig Nüsse für den verlassenen Knaben zu sammeln.

Als nun einige Jahre vergangen waren, sprach der alte Bär eines Tages: „Es kommt ein Jäger, der unsern hohlen Baum umhauen will!“ Und er hatte sich nicht geirrt; der Jäger kam, hackte den Baum um und tödtete den Bären mit seinen beiden Jungen. Da es ihm vorkam, als sei noch ein junger Bär in dem hohlen Baumstamm, so stellte er weitere Nachforschungen an und entdeckte den Knaben, der aber bereits eine große Bärenähnlichkeit besaß. Er nahm ihn mit nach Hause, lehrte ihn sprechen und aufrecht gehen und nach einigen Jahren vergaß dieser vollständig, daß er einstmals ein Bär gewesen sei und verheirathete sich mit der Tochter seines Retters. Mit seiner Schwiegermutter aber konnte er sich nicht vertragen und sie beklagte sich sehr häufig, daß er ihr niemals zartes Bärenfleisch nach Hause bringe. Des lieben Friedens willen tödtete er nun einst auf der Jagd einen Bären; als er aber denselben nach

Hause tragen wollte, fiel er auf einen scharfen Stein und war augenblicklich todt.

An seinen Wohlthätern soll man nie zum Verräther werden.

63.

Der Knabe und seine Großmutter.

Eine alte Frau wohnte in der Wildniß mit ihrem Enkel. Letzterer übte sich fleißig im Bogenschießen und war so glücklich, wie es überhaupt nur ein Kind sein kann. Seine Großmutter gab ihm heilsame Lehren für die Zukunft, unterrichtete ihn über die Menschen und sprach: „Mein Enkel, wenn du einmal fortziehst, so gehe stets nach Osten, nie aber nach Westen!“ Darüber verwunderte sich nun der Knabe sehr, denn er wußte, daß die jungen Männer gewöhnlich nach Westen zogen und dort stets viel Wild fanden. Doch versprach er, ihr zu folgen, wenn sie ihm nur den Grund ihrer sonderbaren Lehre sagte.

„Im fernen Westen,“ erklärte darauf die Alte, „dort lebt ein Mann, der nur auf unser Unglück bedacht ist. Deshalb bleibe also hübsch im Osten.“

Mit dieser Erklärung aber war der Knabe nicht zufrieden und nachdem er weitere Auskunft von seiner Großmutter erhalten hatte, beschloß er, doch heimlich nach dem Westen zu gehen und den Mann aufzusuchen, der, wie ihm die Alte gesagt hatte, daran leicht zu erkennen war, daß er viele Bücklinge machte.

Als er nun auf seiner Reise an einen See kam, hörte er die Stimme eines unsichtbaren Mannes: „Soll ich nicht einen Sturm schicken und die Hütte deiner Großmutter zerstören?“ fragte der Unsichtbare.

„Das würde mir gerade gefallen,“ erwiderte der Knabe, „wir haben doch so viel Mühe und Noth, um die Bäume zu fällen.“

„Gehe nach Hause und du sollst deinen Wunsch erfüllt sehen.“

Als er zu Hause ankam, sprach seine Großmutter zu ihm: „Der Sturm kommt und wir werden fortgeweht, und dies hast du durch deine Unfolgsamkeit verschuldet.“

Doch der Knabe lächelte und erwiderte: „Da kann ich leicht

helfen, denn ich habe auch auf meiner Reise das Zaubern gelernt und werde nun schnell unsere Hütte in einen Felsen verwandeln.“

Nachdem er dies gethan hatte, fauste der Sturm mit schrecklichem Getöse harmlos über die Hütte weg und streute eine große Anzahl ausgerissener Bäume um dieselbe, so daß die alte Großmutter ihr Brennholz nicht mehr aus dem fernen Walde zu holen brauchte. „Diesmal,“ sagte sie, „sind wir noch glücklich davongekommen; bleibe aber in Zukunft aus der Nähe des Unholdes.“

Er ging also abermals nach dem Westen, kam an den See und hörte auch wieder die Stimme des Unsichtbaren: „Wie würde es dir gefallen, wenn ich einen Hagelsturm über den Wigwam deiner Großmutter schickte und Eiszapfen so scharf wie Spieße auf euch regnen ließe?“

„Thue es, ja,“ erwiderte der Junge, „denn ich habe mich schon lange nach Jagdspeeren gesehnt!“

Als der Knabe wieder zu Hause angekommen war, sprach seine Großmutter:

„Du bringst uns doch noch in's Verderben. Jetzt regnet es Speere!“

Doch der Knabe lachte und verwandelte die Hütte abermals in einen Felsen.

Als der Sturm vorüber war, eilte der Knabe hinaus und betrachtete mit vieler Freude die umherliegenden Speere; doch als er sie einsammeln wollte, waren sie plötzlich verschwunden.

„Wie kommt dies?“ fragte er seine Großmutter.

„Sie sind zer schmolzen,“ erwiderte diese, „denn sie waren ja von Eis.“

Dies ärgerte nun den Knaben so sehr, daß er sich fest vornahm, dem alten Unheilstifter den Garaus zu machen, obshon ihn seine Großmutter abermals bringend ersuchte, ja aus seiner Nähe zu bleiben.

Aber der Junge machte sich doch wieder auf den Weg und hing sich zur Vorsorge einen Zauberstein um den Hals. Bald hörte er auch wieder die Stimme des Alten aus dem See erklingen und sah in der Mitte desselben einen großen Kopf mit zwei Gesichtern.

„Haha!“ rief der Knabe, „Onkel, habe ich dich jetzt? Wie würde es dir gefallen, wenn der See austrocknete?“

„Das kann nicht geschehen!“

Darauf warf der Knabe den Zauberstein in das Wasser und während derselbe durch die Luft flog, ward er immer größer und größer und sobald er in das Wasser sank, fing dieses an zu dampfen und zu kochen.

Nun eilte der Knabe nach Hause und erzählte der Großmutter, was er gesehen und gethan hatte.

„Merkwürdig,“ erwiderte diese, „so viele Leute haben schon nach ihm ausgeschaut, um Jagd auf ihn zu machen, aber es ist noch Keinem gelungen, sein Angesicht zu sehen.“

Am nächsten Morgen nun gingen die Leute an den See und sahen, daß er ganz ausgetrocknet war und daß alle Thiere darin gestorben waren. Nur noch ein großer Frosch war am Leben und dies war Niemand anders als der verwandelte Unhold. Dem Knaben war es ein Leichtes, denselben zu tödten, und seit dieser Zeit lebten er und seine alte Großmutter in dem größten Frieden.

64.

Der todte Jäger.

Es ging einmal ein Indianer mit seiner Frau auf die Jagd und nachdem sie einen Tag lang marschirt und müde geworden, kamen sie an einen leeren Wigwam. Sie gingen also sammt dem kleinen Kinde, das die Frau im Korbe mit sich trug, hinein und fanden darin einen todten Mann, dem ein Tomahawf und andere Jagd- und Kriegsgeräthe zur Seite lagen. Da sich auch viel Mais vorfand und ein großes Feuer brannte, so buk die Frau Brot und nachdem sie sich satt gegessen hatten, legten sie sich schlafen. Um Mitternacht aber hörten sie ein eigenthümliches Geräusch und als sie aufblickten, sahen sie, daß sich der Todte aufgerichtet hatte und behaglich den Nest des Brodes verzehrte.

Der Jäger sprang vor Schreck auf und sprach: „Wir sind todte Menschen, wenn wir hier bleiben!“ Dann bat er heimlich seine Frau, unter dem Vorwande, Wasser zu holen, hinaus zu gehen, und er würde während dieser Zeit auf ihr Kind Acht geben. Sobald sie draußen war, kniff er das Kind so lange in die Arme, bis es jämmerlich zu schreien anfang.

„Ich muß,“ sprach der Vater, „einmal nach der Mutter sehen, denn dem Kinde fehlt etwas und sie bleibt auch gar zu lange aus.“

Er eilte also mit dem Kinde ebenfalls hinaus in das Freie und bald hatte er seine Ehehälfte eingeholt. Der todte Mann aber kam mit einer brennenden Fackel eiligst hinter den Flüchtenden her und um schneller laufen zu können, verstedten dieselben ihr Kind unter einen Baumstamm. Doch der Todte kam immer näher und da die Frau nicht gut laufen konnte, so kroch sie ebenfalls unbemerkt in ein sicheres Versted. Der Mann lief so schnell ihn seine Füße tragen konnten, aber der Todte war doch noch schneller. Da kroch er denn in einen hohlen Baumstamm und kaum war er in denselben geschlüpft, da schlug auch schon der Todte mit seinem Beile darauf und rief: „Ah, jetzt habe ich dich doch endlich gefangen!“ Glücklicherweise zerbrach ihm jedoch das Beil, so daß er den Baumstamm nicht spalten konnte und da es inzwischen anfing, hell zu werden, sprach der Todte: „Meine Nacht kommt und ich muß gehen!“

Da kroch denn der Indianer wieder aus seiner Baumhöhle, holte seine Frau und sein Kind und ging mit denselben wohlbehalten nach Hause. Als er seinen Jagdgenossen späterhin dies Abenteuer mittheilte, schickte der Häuptling einige heherzte Männer nach dem Wigwam und ließ das hölzerne Gebäude mit Allem, was darin war, verbrennen.

65.

Mysteriöser See.

Der „Mauersee“ in Sac-County, Iowa, unweit Atlanta, ist einzig in seiner Art und erfreut sich einer beträchtlichen Berühmtheit, die sich jedoch keineswegs auf seine eigene Schönheit gründet. Der See ist alles Andere eher als reizend, und doch hat er in seiner Umgebung Etwas, das man in keinem anderen See in der alten oder neuen Welt findet. Worin dieses Etwas besteht, wird am besten durch nachfolgende Schilderung eines Reisenden veranschaulicht, der kürzlich den See besuchte:

„Als wir zum ersten Male diesen See in Sicht bekamen, von dem uns unser Führer so viel Wesens gemacht hatte, beschlich uns ein Gefühl der Enttäuschung. Wir standen auf einer ziemlich hohen

Stelle und sahen dennoch von dem See weiter nichts, als das gegenüberliegende schlammige Ufer und einen schmalen Wasserjaum. Ein schwacher Geruch von todtten Fischen drang an unsere Nase. Unser Führer schien auf unsere Unzufriedenheit gefaßt zu sein; er bemerkte bloß, daß die Uferbank, an der wir uns befänden, ungewöhnlich hoch sei, und schritt uns dann stillschweigend voran. Unsere Ungeduld war auf die Spitze gestiegen, als wir endlich — auf verschiedenen Kreuz- und Querwegen — den Gipfel der Uferbank erreichten und langsam nach dem Gestade hinabstiegen.

Jetzt aber dämmerte die Scenerie in ihrer ganzen Großartigkeit vor uns oder vielmehr hinter uns auf. Vom Wasserrande bis nach der Spitze der Uferbank und in einer Länge von über einer Meile sahen wir nichts als eine ungeheure natürliche Mauer, aus riesigen Felsblöcken bestehend, welche über einander oder um einander aufgetürmt waren. Hin und wieder fehlte ein kleinerer Felsen, der zu Bauzwecken ausgebrochen worden war. Ich habe noch nie ein Bauwerk von Menschenhand gesehen, das einen so majestätischen Eindruck machte.“

Wie dieser seltsame Riesenwall entstanden ist, darüber streiten sich die Gelehrten schon lange. Meistens nimmt man zur Erklärung dieses Naturwunders die Eistheorie zu Hülfe; doch vermag dieselbe keinen Aufschluß darüber zu geben, wie diese Felsen über den See gelangen und sich dann in so regelmäßiger Anordnung aufthürmen konnten — es sei denn, daß man annimmt, der ganze Mauersee sei durch einen riesigen Gletscher entstanden, der hier eine große Höhlung in die Erde gerissen habe und dann an der Sonne geschmolzen sei, und die zahlreichen Felsblöcke, welche er mit sich geschwemmt, hätten sich allmählig an der einen Seite abgelagert.

Die Indianer haben eine hübsche Sage über die Entstehung dieser Naturmauer:

Ein indianischer Häuptling hatte eine wunderschöne Tochter, welche ein Liebesverhältniß gegen den Willen ihres gestrengen Vaters anknüpfte und schließlich mit ihrem Schatz entfloß. Tag und Nacht mußte das liebende Paar seine Flucht fortsetzen, beständig verfolgt von den Kriegern seines Stammes. Im westlichen Jowa, wo fast gar keine Menschen wohnten, wählten sich die Weiden endlich sicher und richteten sich ein Nachtlager ein. Als sie aber zu früher Morgen-

stunde erwachten und ostwärts schauten, gewahrten sie zu ihrem Schrecken ihre Verfolger, welche ihre ermüdeten Rosse mit äußerster Anstrengung vorwärts trieben und offenbar die Liebenden im Schlafe überfallen wollten. Rasch machten sich Letztere wieder fluchfertig und gewannen auf ihren ausgezeichneten Pferden, welche sich genügend ausgeruht hatten, bald einen bedeutenden Vorsprung. Als die Nacht wieder hereingebrochen war, hatten sie einen großen schlammigen See erreicht, an dessen Ufer sie sich lagerten. Gar traurige Gedanken quälten das gehezte Paar; denn seine Kräfte begannen zu schwinden, und wenn nicht bald anderweitige Hülfe erschien, so war es rettungslos verloren. Da erbarmten sich die Wassergeister im See, und während das Liebespaar schlief, rollten sie große Felsblöcke aus der Tiefe — die Mauern ihrer Seeschlösser — und thürmten daraus am Ufer den wunderbaren Riesenwall. Als die Liebenden Morgens erwachten, waren sie freudig überrascht, zu ihren Häuptern eine natürliche Feste zu finden, wo sie vorher nur Schlamm gesehen hatten. Bald kamen die Verfolger angeritten; die Liebenden jedoch hielten sie mittelst dieser hohen Mauer den ganzen Tag in Schach. In der folgenden Nacht aber kam im Mondlicht ein Canoe, von unsichtbarer Hand gelenkt, über den See, das Liebespaar stieg darauf und rettete sich an das jenseitige Ufer.

Was die oben erwähnten ausgebrochenen Felsen betrifft, so erzählen ältere Bewohner der Umgegend Folgendes: Vor vielen Jahren pflegten einige Männer nächtlicher Weile solche Felsblöcke herauszubringen und zu Bauten zu verwenden. Die unwohnenden Farmer aber betrachteten dies als einen gemeinen Diebstahl und wollten die Riesenmauer, die als Zielpunkt für Ausflügler noch von großer geschäftlicher Wichtigkeit werden konnte, nicht verderben lassen. Eines Nachts hingen sie ihre Flinten um und versteckten sich an der Uferbank so gut, daß die Räuber erst in unmittelbarer Nähe ihren Feind entdeckten. Die Diebe wurden sämmtlich über den Haufen geschossen — und seitdem ist die Wundermauer unhehellig geblieben. Vergnügungssuchende wird der „Mauersee“ nie befriedigen, für den Freund von Merkwürdigkeiten aber wird er stets ein hohes Interesse haben.

66.

Eine Schlangengeschichte.

Ein zum Stamme der Seneca's gehörender Jäger war einst in den tiefen Wald gegangen und daselbst plötzlich von einem schweren Gewitter überfallen worden. Währendem er nun eilig nach einem schützenden Obdach suchte, befahl ihm eine fremde Stimme, ihr zu folgen, was er auch ohne jede Widerrede augenblicklich that. Ehe er es sich nun versah, und ohne daß er wußte, wie es eigentlich zuging, befand er sich auf einmal in den Wolken und sah sich von vielen Menschen mit ihrem Häuptling umgeben.

„Siehe einmal in die Tiefe,“ sprach dieser, „und sage mir, ob du unten eine große Wasserschlange erblickst?“

Der Jäger strengte seine Augen vergeblich an und auf seine verneinende Aussage hin, rief ihm der Häuptling das Gesicht mit einer geheimnißvollen Salbe ein, worauf dann der Seneca die große Wasserschlange deutlich in der Tiefe liegen sah. Einer der um ihn stehenden Männer wurde nun beauftragt, jenes menschenfeindliche Thier zu tödten; doch er schoß alle seine Pfeile vergeblich nach ihm ab.

„Probire du es einmal,“ sagte der Häuptling darnach zum Jäger; derselbe griff zu Pfeil und Bogen und im nächsten Augenblicke wälzte sich die Schlange in ihrem Blute und starb.

Da während dieser Zeit der Sturm nachgelassen hatte, so brachten die fremden Männer den Jäger wieder an die Stelle zurück, von welcher sie ihn in die Wolken gezogen hatten.

Auf diese Weise wurden die Indianer zum ersten Male mit dem Donnergotte und seinen Gehülften bekannt, und lernten, daß derselbe der menschlichen Rasse freundlich gesinnt und stets darauf bedacht sei, sie gegen Drachen, Schlangen und andere gefährliche Ungeheuer zu schützen.

67.

Großkopf.

Es war früher ein allgemeiner Glaube unter den Seneca's, daß ein menschenähnliches Wesen existire, das aber nur aus einem Kopfe mit großen Augen und langen Haaren bestche. Dasselbe hatte seine

Seimat auf einem steilen Felsen, von dem sein Haupthaar hin und her wehte. Sah nun dieses Geschöpf, das gewöhnlich Großkopf genannt wurde, irgend ein lebendes Wesen, so rief es:

„Ich sehe dich, ich sehe dich, und du mußt sterben!“

In der fernern Wildniß lebte ein Mann mit seiner Frau und zehn Kindern, die alle Knaben waren und bereits große Fertigkeit im Jagen erlangt hatten, so daß sich dieselben, nachdem ihre Eltern gestorben waren, selbst ernähren konnten. Gewöhnlich gingen nur die ältesten derselben auf die Jagd und die jüngsten hingegen blieben bei ihrem betagten Onkel zu Hause.

Als nun eines Tages die jagenden Brüder nicht zur gewohnten Zeit nach Hause kamen, sprach der älteste der zurückgebliebenen Knaben: „Meine Brüder haben sich vielleicht im Walde verirrt; ich will mich daher aufmachen und sie suchen.“ Er zog also ab, kehrte aber auch nicht wieder und so ging Einer nach dem Andern fort und nur noch der Kleinste blieb mit seinem Onkel zurück.

Am Tage darauf gingen die Beiden in den Wald und der Knabe stieß auf seinem Marsche gegen einen alten Baumstamm, worauf er ein scheinbar aus der Erde kommendes Röcheln vernahm. Da sich dasselbe bald wiederholte, so gruben Beide an der betreffenden Stelle ein Loch in die Erde und fanden einen über und über mit Moder bedeckten Mann, der aber noch etwas Leben in sich zu haben schien. Der Junge mußte nun schnell Bärenfett aus seinem Wigwam holen und nachdem der Onkel den halbtodten Menschen damit gründlich eingerieben hatte, fing derselbe wieder an zu athmen und erlangte auch das Bewußtsein wieder.

Wie lange er in der Erde gelegen hatte, vermochte er nicht mitzuthellen; sonst schien er aber in manchen Künsten bewandert und überhaupt ein geisterhaftes Wesen zu sein.

Der Onkel lud ihn in seine Hütte ein und pflegte ihn sorgsam, so daß er sich bald wieder erholte.

Eines Nachts sprach der Fremde: „Ich kann nicht schlafen; hört nur den Lärm! Das ist mein Bruder, der Großkopf, der im Sturme heult. Es ist ein schreckliches Ungeheuer, das jedes lebende Geschöpf, das in seine Nähe kommt, umbringt.“

„Würde er auf deine Einladung hin wohl hierher kommen?“ fragte der Onkel.

„Ich will es versuchen. Aber wenn er kommt, so müßt ihr einen großen Hornbaum in Stücke hacken und ihm dieselben vorsetzen, denn das ist gewöhnlich seine Speise.“

Am nächsten Morgen machte er sich nun auf den Weg und bald sah er seinen Bruder im Sturme durch die Luft reiten. Derselbe folgte ihm auch in die Hütte und ließ sich daselbst das Horn wohl schmecken.

„Weißt du vielleicht, wo meine neun Nissen sind?“ fragte der Onkel.

„O ja; sie befinden sich bei einer Heze, welche beständig singt. Dieser junge Mann dahier scheint nicht auf den Kopf gefallen zu sein, und wenn er den Muth hat, mit mir zu gehen, so will ich ihm die Wohnung der Heze und die Knochen seiner Brüder zeigen.“

Das war nun dem Knaben, dem der Titel „junger Mann“ außerordentlich gefallen hatte, gerade recht und er reiste also am folgenden Tage mit dem sonderbaren Großkopf ab.

Bald kamen sie in die Nähe der Heze und vernahmen auch ihren Gesang.

„Ich werde sie jetzt,“ sprach Großkopf, „in Stücke zerreißen und sobald ich ihr ein Stück Fleisch vom Leibe gerissen habe, nimmst du es und wirfst es weg und sprichst: Wie ein Fuchs, ein Vogel, oder sonst ein Thier!“

Bald hat die Heze unter Großkopf's Zähnen um ihr Leben.

„Du hast auch kein Mitleid gehabt,“ sprach dieser, „sieh doch nur die Knochen dahier an; jetzt aber müßt du sterben!“ Er tödtete sie also und ihr Fleisch verwandelte sich in Fische, Vögel und andere Thiere.

Darauf sammelte Großkopf und der Knabe die umherliegenden Knochen und legte diejenigen, die den neun gemordeten Brüdern gehörten, in eine Reihe.

„Ich gehe jetzt,“ sprach Großkopf, „in meine Gebirgsheimat zurück und sobald du den Sturm toben hörst, rufft du: Steht auf!“

Der Knabe folgte dem Rathe seines Freundes und bald standen seine Brüder wieder lebend vor ihm.

Nesse und Onkel.

Ein alter Mann lebte mit seinem Nessen im dichten Urwalde. Als nun der Onkel eines Tages auf die Jagd ging, befohl er dem Jungen, nie in östlicher Richtung den Wigwam zu verlassen; aber derselbe kümmerte sich nicht um diese Mahnung, sondern ging, als er allein war, gerade nach dem Osten und kam an einen großen See, an dessen Ufer er sich mit allerlei Spielen die Zeit vertrieb. Plötzlich trat ein Fremder auf ihn zu und fragte ihn, woher er komme.

„Aus dem Walde,“ erwiderte der Knabe.

„Laß uns doch einmal sehen, wer von uns am besten schießen kann,“ sagte darauf der Fremde und Beide schossen ihre Pfeile in die Luft, aber die des Knaben flogen stets am höchsten.

„Laß uns einmal sehen, wer am weitesten schwimmen kann, ohne Athem zu holen!“

Als auch diesmal der Knabe wieder Sieger blieb, sprach der Fremde: „Laß uns hinüber auf die Insel fahren; dort sollst du viele schöne Vögel sehen!“

Darauf stiegen sie in ein Canoe, das von sechs Schwänen geleitet wurde, und als sie auf der Insel angekommen waren, entriß der Fremde dem Knaben die Kleider, sprang schnell wieder in sein Canoe, und hat die Schwäne, dasselbe nach Hause zu ziehen. Der Knabe, der nun einsah, daß er schmäählich hintergangen worden war, setzte sich traurig an's Ufer und fing an zu weinen.

Als es dunkel ward, kam es ihm vor, als flüstere ihm eine Stimme zu, ja recht ruhig zu sein, und indem er ausblickte, sah er ein Skelett vor sich stehen. „Armer Knabe,“ sprach dasselbe, „ich kenne deine Lage aus eigener Erfahrung und will dir helfen, wenn du mir versprichst, etwas für mich zu thun.“

Nachdem der Knabe seine Bereitwilligkeit zu irgend einem Dienste erklärt hatte, hat ihn das Skelett, aus einem nahestehenden hohlen Baume eine Tabakstasche, eine Pfeife und einen Feuerstein zu holen. Der Knabe gehorchte.

„Stopfe die Pfeife voll Tabak und zünde ihn an.“

Der Knabe gehorchte abermals.

„Stecke mir die Pfeife in den Mund!“

Nachdem auch dieses geschehen war, fing das Skelett zu rauchen an und der Knabe sah nun, daß sein knöcherner Freund ganz und gar mit Mäusen angefüllt war, die sich aber infolge des Rauchens aus dem Staube machten. Von dieser Qual befreit, fühlte sich das Skelett wieder munter und wohl und sprach: „Es wird ein Mann mit drei Hunden auf die Insel kommen, um dich zu tödten. Laufe daher mehrmals im Kreise auf der Insel herum und springe auch einige Mal in das Wasser, damit die Hunde deine Spur verlieren; darnach krieche in einen hohlen Baum und bleibe darin über Nacht.“

Am nächsten Morgen kam nun wirklich der betreffende Mann mit seinen Hunden und sprach zu denselben: „Ihr müßt mir heute dieses Thier fangen!“ Darauf ging dann die Jagd auf den armen Knaben los; da aber dieselbe keinen Erfolg hatte, schlachtete der wüthende und hungrige Jäger einen der Hunde und zog, nachdem er denselben verzehrt hatte, mit den beiden andern wieder ab. Nun kroch der Knabe heraus und ging zu dem Skelette. „Der Mann, der dich hieher gebracht hat,“ sprach dasselbe, „wird heute Abend kommen, um dein Blut zu trinken. Du mußt also am Ufer ein Loch graben, dich in dasselbe legen und mit Sand bedecken, so daß er dich nicht sehen kann. Sobald er gelandet ist, springst du in sein Canoe und sprichst: „Kommt, Schwäne, laßt uns heimwärts ziehen!“ Aber du darfst dich nicht nach ihm umblicken.“

Der Knabe folgte diesem Rathe und als der blutdürstige Mann sah, daß er überlistet worden, rief er aus Leibeskräften: „Kommt zurück, Schwäne; kommt zurück!“ Aber der Knabe sah nicht herum und so zogen denn die Schwäne sein Canoe vor einen Felsen, in den eine Thüre zu führen schien. Richtig! Der Knabe öffnete sie und ging hinein und fand sich in einer Höhle, in der seine und zahlreiche andere Kleider lagen; es brannte ein Feuer darin, aber nirgeuds war ein lebendes Wesen zu sehen. Nach kurzem Aufenthalte verließ der Knabe diese Felsenhöhle wieder und ließ sich von den draußen wartenden Schwänen nach der Insel zurückziehen. Dort fand er nun aus, daß der heimtückische Mensch inzwischen getödtet und beinahe ganz aufgeessen worden war.

„Du bist ein kluger Junge,“ sprach das Skelett; „jetzt mußt du auch deine Schwester zurückholen, die jener Bösewicht vor einigen

Jahren gestohlen hat. Heute Abend fährst du in östlicher Richtung ab und sobald du an eine aus hohen Felsen entspringende Quelle kommst, wartest du, bis sich deine Schwester, die dort Wasser zu holen pflegt, zeigt und dir weitere Rathschläge ertheilt."

Zur bestimmten Stunde reiste der Knabe ab und hatte auch nicht lange auf seine Schwester zu warten. „Komm' mit mir nach Hause," sprach er.

„Nein, Bruder," erwiderte sie, „ein böser Mann hält mich hier zurück und wenn er dich hier findet, so tödtet er dich!"

Da nun der Knabe unter jeder Bedingung bei seiner Schwester bleiben wollte, so grub dieselbe ein Loch unter ihr Bett und versteckte ihn daselbst. Bald darauf kam der böse Hausherr mit einigen Kindern, die er beim Erdbeerpflücken überrascht hatte, heim und da seine Hunde Alles durchschnüffelten, sprach er: „Du hast wohl Gäste hier?"

„Außer dir ist Niemand hier."

„Ich weiß es besser!" tobte er nun und griff nach einem Stocke. Bald jedoch beruhigte er sich wieder, legte sich zu Bett und nahm sich vor, den Fremden am nächsten Morgen umzubringen.

Um sich für diese Heldthat zu stärken, ging er jedoch am folgenden Morgen erst in den nahen Wald, um sich einige fette Kinder zum Frühstück zu holen. Da sprangen nun Schwester und Bruder in sein Boot und ruderten der Insel zu. Doch der Unhold sah es und da er sie mit einer Stange nicht mehr erreichen konnte, so sprang er in den See und suchte denselben auszutrinken, was ihm auch gelungen wäre, wenn ihn der Knabe nicht noch rechtzeitig mit einem gut gezielten Steinwurf getödtet hätte. Darauf sprach er zu den Hunden: „Euch bösen Thiere will nun Niemand mehr haben; verfrachtet euch daher im Walde!" Darauf liefen sie fort und wurden zu Wölfen.

„Du bist ein prächtiger Junge," sprach nun das Skelett auf der Insel; „jegt sammele alle Knochen, die hier umherliegen und schüttele dann den dicksten Baum und rufe: Stehet auf!"

Der Knabe that wie ihm befohlen und bald sah er eine große Anzahl Leute um sich, wovon Jeder einen Pfeil und Bogen hatte.

Darnach reiste der Knabe mit seiner Schwester nach Hause und erzählte seinem Onkel, der ihm zum größten Erstaunen mittheilte, daß er zehn Jahre in der Fremde gewesen sei, von seinen Abenteuern.

„Laß uns ein großes Haus bauen,“ sprach der Onkel, „und laß uns die auferstandenen Freunde herholen.“ Der Knabe that es und darnach lebten jene Leute noch lange Jahre friedlich und froh bei einander.

69.

Der Ursprung der Zauberei.

Vor vielen, vielen Jahren wurde einst ein Knabe auf die Jagd geschickt, theils um sich im Waidhandwerk zu üben, theils um Wildpret für seine betagten Eltern zu beschaffen. Zufällig sah er nun eine prächtige Schlange, deren außerordentliche Schönheit ihn so entzückte, daß er sie mit nach Hause nahm, in einen Birkenkasten steckte und sie mit jungen Vögeln fütterte. Auch sorgte er dafür, daß sie keinen Durst zu leiden brauchte. Das Sonderbarste bei dieser Schlange war jedoch, daß jede Feder und jede Fider, die mit ihr in Berührung gebracht wurde, zu einem lebendigen Wesen ward, woraus der Knabe den Schluß zog, daß sie überirdische Eigenschaften besaß. Er beeilte sich also, aus dem nahen Sumpfe noch mehrere Schlangen zu holen.

Währendem er nun mit denselben allerlei Experimente machte, sah er, wie einige in der Nähe stehende Indianer ihre Augen rieben, um besser sehen zu können. Er rieb also seine Augen mit Schlangewasser ein, stieg auf einen Baum und fand aus, daß er nun selbst die verborgensten Dinge auf der Erde sehen konnte. Daraus schloß er ferner, daß, je mehr Schlangen er in das Zaubewasser setzte, desto stärker dasselbe wurde und diese Berechnung war auch von Erfolg gekrönt. Wenn er nur seinen Finger in diese Flüssigkeit tauchte und dann auf einen Indianer deutete, so war derselbe auch schon bekehrt.

Darnach legte er gewisse, ungiftige Kräuter in das Schlangewasser, trank einen Theil desselben und jeder Tropfen, den er alsdann ausspuckte, ward zu einem hellen, weithin sichtbaren Lichte. Nachdem er mit dieser Mixtur seine Augen eingerieben hatte, konnte er in der dicksten Finsterniß sehen, ohne selber gesehen zu werden und schneller gehen, als irgend ein Mensch der Welt. Ein mit dieser Flüssigkeit getränkter Pfeil flog niemals an seinem Ziele vorbei.

Zur Ehre dieses Knaben sei schließlich noch mitgetheilt, daß er diese Erfindung nicht zum Schaden Anderer gebrauchte, sondern daß

er sich auch die redlichste Mühe gab, durch glücklich entdeckte Gegenmittel die Verwundeten und Behegten wieder von ihrer Qual zu befreien.

70.

Wie die Seneca's ihre Wunden heilen.

Als sich einst ein Seneca auf einem Jagdzuge befand, hörte er, wie er einsam im Walde kampirte, ein eigenthümliches Singen und einen Lärm, der wie Trommelschläge klang. Da unter diesen Umständen nicht an Schlaf zu denken war, so stand er von seinem Lager auf und ging der Richtung zu, aus welcher ihm das sonderbare Geräusch entgegen tönte. An der betreffenden Stelle angekommen, sah er jedoch keine Menschenseele; daß aber der Platz bewohnt war, war klar, denn es wuchsen Mais und Kürbisse daselbst.

Ohne sich mit weiteren Nachforschungen zu befassen, ging er weiter, in der folgenden Nacht aber schlief er wieder in der Nähe dieser geheimnißvollen Stelle und hörte auch wieder dasselbe Geräusch. Er sah sich nach allen Seiten um und gewahrte endlich einen fremden Mann.

„Was du gesehen hast, ist heilig,“ sprach dieser; „du hast den Tod verdient.“

Da aber die übrigen Indianer, die plötzlich sichtbar wurden, der Ansicht waren, daß man dem Fremden seine Reugier verzeihen müsse, ward auch der Häuptling anderen Sinnes und sprach: „Die heilige Medizin für Wunden ist Mais und Kürbis; komme mit mir und ich will dir die Anwendung derselben zeigen.“

Er wurde nun an ein großes Feuer geführt, um welches zahlreiche Indianer tanzten und dabei sangen und mit Kürbisschalen klapperten. Der Häuptling nahm nun einen durch Hitze gehärteten Stoc und durchstach damit eine Wade des Seneca-Indianers; darnach legte er seine heilige Salbe auf die Wunde und im nächsten Augenblicke war dieselbe wieder zugeheilt. Aehnliches wurde auch an einem seiner Schenkel mit demselben Erfolge ausgeführt. Darauf lehrten sie ihn ein Medizinlied und entließen ihn.

Wie er sich nun zum Fortgehen umwandte, sah er, daß die fremden Leute gar keine Menschen, sondern Thiere wie Bären, Biber

und Füchse waren. Die ihm verrathene Medizin erwies sich späterhin übrigens als zuverlässig und sie wird daher noch heute von den Seneca's in hohen Ehren gehalten.

71.

Die Frau des Steinriesen.

In alten Zeiten war es ein allgemeiner Gebrauch, daß die Jäger auf ihren Ausflügen ihre Weiber mitnahmen. Die Aufgabe derselben war dann, das erlegte Wild zu sammeln, auszunehmen und zu kochen.

So ging nun einst auch ein berühmter Jäger aus dem Stamme der Iroquesen auf die Jagd und nahm seine Frau mit sich. Da er mehr Wild antraf, als er erwartet hatte, so beschloß er, sich in der betreffenden Gegend anzusiedeln und sich einen Wigwam zu bauen.

Als nun seine Frau eines Abends schwer mit Wild beladen nach Hause eilte und in die Nähe ihres Wigwams kam, klang ihr die Stimme eines Weibes entgegen und als sie eintrat, sah sie zu ihrem größten Erstaunen eine Steinriesin in demselben.

„Fürchte dich nicht,“ sprach dieselbe, „sondern trete ruhig ein. Da mich mein Mann tödten wollte, bin ich fortgelaufen und möchte mich nun gerne ein paar Tage hier aufhalten. Ich komme aus dem fernen Lande der Steinriesen und bin sehr müde.“

Dann machte sie darauf aufmerksam, daß sie das Fleisch nur im gekochten Zustande essen dürfe; sobald sie nämlich einen Tropfen Blut koste, würde sie wild und würde die Jägersfrau mit ihrem Kinde aufessen. Daß der Mann ein großer Jäger war, schien ihr auch bekannt zu sein; auch erbot sie sich, ihm nachzugehen und das Wild nach Hause zu tragen. Ja, sie machte sich sogar gleich auf den Weg und es dauerte nicht lange, da kehrte sie mit einer Ladung Hirsche und Waschbären zurück, die so schwer war, daß sie vier Männer kaum aufheben konnten.

Die Jägersfrau kochte das Fleisch und Beide setzten sich zum Mittagessen nieder.

Als der Abend kam, ersuchte die Steinriesin die Wirthin, ihrem Manne entgegen zu gehen und ihm zu sagen, daß sie Besuch bekommen habe. Derselbe freute sich nun ungemein, daß seine Frau eine so nützliche Gesellschafterin gefunden hatte.

Am nächsten Morgen, nachdem der Jäger wieder in den Wald gegangen war, sprach die Steinriesin: „Ich habe dir ein Geheimniß mitzutheilen; mein Mann ist mir auf der Spur und wird in drei Tagen hier sein. Ich werde einen schrecklichen Kampf mit ihm zu bestehen haben, bei dem du und dein Mann mir helfen müßet; denn wir müssen ihn unter jeder Bedingung umbringen!“

Nach zwei Tagen sprach sie: „Heute muß dein Mann zu Hause bleiben, denn der meinige kommt. Fürchtet euch aber nicht. Helft mir ihn halten und ich zeige euch die Stelle, auf welcher man ihm den tödtlichen Streich versetzen muß.“

Obgleich der Jäger und seine Frau ob dieser Nachricht in große Furcht geriethen, so blieben sie doch auf Anrathen des fremden Gastes in ihrem Wigwam und erwarteten die Ankunft des Riesen.

Darauf stellte sich die Fremde in den Eingang des Wigwams und sobald sich ihr Gemahl blicken ließ, ergriff sie ihn und warf ihn zur Erde. „Jetzt“, rief sie, „schlagt ihn auf die Arme! Schlagt ihn auf den Rücken des Halses!“

Auf diese Weise tödteten sie ihn und darnach nahm die Riesin seinen Leichnam und verscharrte ihn.

Sie blieb noch eine Zeitlang bei der gastlichen Familie und machte sich überall nützlich. Als nun die Jagdzeit vorüber war, sprach sie: „Jetzt muß ich nach Hause zu meinem Stamme gehen, denn jetzt brauche ich nichts mehr zu fürchten.“

Darauf reiste sie ab und seit jener Zeit hat man nichts mehr von der Steinriesin gehört.

Der Krieger und die Zwerge.

Als die Escherokesen noch in Florida wohnten, machten es sich die Irokesen zum besondern Vergnügen, sie unverhofft zu überfallen und eine Anzahl derselben zu skalpiren. Als sie nun einst von einem dieser Kriegszüge nach Hause kehrten, ward einer der Haupthelden plötzlich sehr krank und da sie von Tag zu Tag vergeblich auf seine Besserung gewartet hatten, beschloßen sie, ihn an einem Flusse in den Alleghenybergen seinem Schicksale zu überlassen.

Zu Hause angekommen, sagten sie dann, er habe sich irgendwo im Süden verirrt oder sei von den Trokesen ermordet worden.

Als nun der kranke Häuptling hilflos in der Nacht dalag, hörte er, wie ein Canoe in seiner Nähe landete und sah, wie drei blasse Zwerge aus demselben stiegen und auf ihn zugingen. Sie baten ihn, ruhig liegen zu bleiben, da sie erst nach einer nahen Salzquelle gehen und dort einige Thiere fangen wollten.

Als sie die betreffende Stelle erreichten, sahen sie, daß sich noch keine Thiere daselbst eingefunden hatten. Sie versteckten sich also in der Nähe und bald sahen sie, wie ein mächtiger Büffel kam und seinen Durst löschte. Darnach kamen noch zwei andere, die sich, nachdem sie sich satt getrunken hatten, zur Ruhe niederlegten und dann von den Zwergen getödtet wurden.

Nun gingen sie zu dem kranken Häuptling zurück, versahen ihn mit Speise und Trank und ließen ihm überhaupt solche Pflege angedeihen, daß er wieder genas und zu seinem Stamme zurückkehren konnte. Seine Freunde hießen ihn auf das Herzlichste willkommen und züchtigten Diejenigen verb, die ihn in seiner Krankheit verlassen hatten.

Späterhin besuchten einige dieser Trokesen jene Salzquelle und dieselben sahen nun zahlreiche Knochen von großen Thieren liegen, welche von den Zwergen getödtet worden waren.

73.

Die Mission der Zwerge.

Es war einmal ein Zwerg, der lebte in einer kleinen Höhle und neben ihm wohnte ein Jäger in seinem Wigwam. Diesen bat der Zwerg einst zu Gast und derselbe sah bei dieser Gelegenheit wunderbare Dinge. Besonders wunderte er sich über die große Zahl dieser kleinen Leute und über die ungeheure Menge von allerlei Beeren, die sie in ihrer unterirdischen Wohnung angehäuft hatten.

„Dies ist unser Haus,“ sprach der Gastgeber, „und Alles was du hier siehst, ist uns geschenkt worden. Obgleich ich klein bin, so bin ich doch stärker als du!“ Darauf zeigte er ihm Pfeile und Bögen und tanzte ihm einen Kriegstanz vor.

Als der Jäger Alles dies gesehen hatte, sprach er: „Laß mich gehen!“

„Bleibe!“ erwiderte der Zwerg. „Kennst du meinen Namen? Ich heiße Go-ga-ah (kleiner Kerl) und habe mir diesen Namen selber beigelegt. Sobald ich dir den Zweck meines Daseins erklärt habe, kannst du gehen. Wir haben dir nie etwas zu Leide gethan. Jetzt aber ziehen wir in eine Gegend, welche von mächtigen Riesenthieren unsicher gemacht wird und dort wollen wir den rothen Jägern beistehen.“

Darauf öffnete der Zwerg die Thüre und ließ den Jäger wieder in das Freie.

74.

Der Hasensfuß.

Vor langer, langer Zeit, da wohnte im Lande des fernen Westens, wo der Bär und der Bison umherstreifen und die riesigen Ströme über mächtige Felsen herniederdonnern, ein großer Jägerstamm — starke Männer, die keine Furcht kannten, sondern mit klarem Blick und fester Hand den Bogen spannten und den Lasso schleuderten und die Tag ein Tag aus von dem Fleische der Thiere, die sie erlegten, und von den Wurzeln und Beeren, welche die Erde hervorbrachte, lebten.

Seit vielen Geschlechtern hatten diese Söhne Nimrod's ein zufriedenes, glückseliges Leben geführt. Die Haut des Bison diente ihnen zur Kleidung und zu Zelten, seine Sehnen zu Bogensehnen und Bindfäden. Sie hatten wenig Bedürfnisse und Alles, was sie nur brauchten, gab ihnen die Natur.

Aber da kam eine Zeit, da Mutter Natur ihre Gaben vorzuenthalten und die Erde unter einem Banne zu liegen schien. Die großen Flüsse traten aus ihren Ufern, fruchtbare Ebenen wurden in Sümpfe verwandelt und die gesunde, frische Luft wurde von Krankheit und Tod bringenden Fieberdünsten angestekt. Die Thiere des Feldes ließen den Kopf hängen und starben; die Wurzeln faulten in der Erde, und Krankheiten und Hungersnoth richteten arge Verheerungen unter diesen mächtigen Jägern an.

Da blickten sie nach Osten; aber der Weg dorthin war ihnen

durch feindliche Stämme abgeschnitten, denen sie jetzt, wo Krankheiten und der Tod ihre Reihen so schmerzlich gelichtet hatten, nicht entgegen-treten konnten. Sie blickten nach Westen, aber auf jener Seite zog sich eine Reihe eiserner Berge hin, die Niemand ersteigen konnte. Alle Geschichten erzählten von einem Lande jenseits dieser Berge, wo Roth-wild auf schönen Ebenen umherstreift und süße Früchte lockend an den Bäumen hängen. Mütter erzählten die Geschichte ihren Kindern, und wenn die Sonne hinter dem Gebirge unterging, fiel ihnen die Geschichte wieder ein und es dämmerte ein schönes Bild der Gesund-heit und des Ueberflusses vor ihren Augen.

Das war wenigstens beim kleinen Hasenfuß der Fall. Gar oft pflegte er auf jene fernen Berge, wenn sie beim Sonnenuntergang glühten, zu blicken und über jene Legenden, die er so oft gehört hatte, nachzudenken, und mehr als einmal machte er sich, getrieben durch seinen knabenhaften Muth, wirklich auf den Weg, jene Felsklippen zu erklettern, um der jenseits gelegenen bezaubernden Ebenen ansichtig zu werden.

Aber es war nicht wahrscheinlich, daß der Knabe das, was die stärksten und gewandtesten Männer im ganzen Stamme schon un-sonst versucht hatten, vollbringen konnte, und ebenso oft wie Hasen-fuß sich auf diesen Weg machte, ebenso oft kam er Abends zurück mit dem Geständniß, daß der Gipfel jener überhängenden Klippen nimmer von einem Sterblichen erreicht werden könnte.

Es war nach einem dieser Versuche, als Hasenfuß eines Abends, matt und wund von seinen Strapazen und entnuthigt über das Miß-lingen, nach seinem Zelte zurückkehrte und sich schlafen legte. Und im Schlafe schien es ihm, als stände er wieder am Fuße des West-gebirges und höbe wieder seine Augen zu den Wänden, deren Steil-heit die Mühe des Hinanklimmens so fruchtlos machte. Während er aber hinausblickte, siehe! da schwebte von obersten Felszacken ein Goldadler hernieder, größer als er je einen gesehen oder gedacht, daß es einen solchen gäbe. Seine Schwingen waren ausgestreckt und fast ohne Bewegung und zwischen ihnen saß die schönste Maid, die Hasen-fuß je gesehen. Ihr Haar war rabenschwarz und auf ihrer Stirn strahlte ein hell leuchtender Stern. Und als sie herabkam, blickte sie an Hasenfuß, und er meinte folgende Worte deutlich zu hören, die sie wiederholentlich ihm sagte:

„Ein Schlüssel erschließet die Hügel hier,
Den hol' unter hoher Tanne dir;
Sieh' da! ich send' dir 'nen Führer dafür.“

Da erwachte der kleine Hasenfuß. Aber so lebhaft war sein Traum, daß er die schöne Maid fast noch zu sehen meinte, wie sie mit ermutigender und zugleich warnender Miene sich über ihn bogen.

Einige Minuten lang lag der Knabe da, bedauernd, daß eine so schöne Erscheinung nichts weiter als ein Traum sein sollte; als er sich aber auf seinem Lager wendete, erblickte er einen kleinen Bär, welcher der Länge nach neben ihm auf dem Boden lag. Hasenfuß wollte schon die Hand nach dem Bogen und Köcher, welche nahebei lagen, ausstrecken; aber bei ruhiger Ueberlegung hielt er inne, denn wer konnte sagen, ob dies nicht am Ende der Führer sei, von welchem sein seltsamer Traum gesprochen hatte?

Während der Knabe so zaubernd da lag und das weiße Mondlicht völlig in die Zeltöffnung einströmte, stand der kleine Bär auf, reckte sich, blickte dann für einen Moment auf Hasenfuß, wandte sich um und trabte hinaus in's Freie. Hasenfuß folgte dem kleinen Bären, der stetig vordringend die Sümpfe umging und unter den Felsen und Bäumen seinen Weg fand, bis er endlich an eine Stelle kam, wo eine hohe Tanne einsam inmitten eines weiten Feldes stand. Der Bär hielt unter dem Baume an und begann die Erde an den Wurzeln aufzuwühlen; dann mit einem Blick auf Hasenfuß brummte er ein wenig, trabte querfeldein und verschwand schließlich in einem Gebüsch.

„Ein Schlüssel erschließet die Hügel hier,
Den hol' unter hoher Tanne dir,“

sagte sich Hasenfuß und ging dann an's Werk, den Grund an der von dem Bären bezeichneten Stelle aufzugraben. Es war noch einige Stunden bis zur Morgendämmerung und Hasenfuß arbeitete tüchtig, während der Nordstern auf ihn niederblickte und der Große Bär sich um seinen Schweif schwang und der Mond unter- und die Sonne aufging, und gerade als das Tagesgestirn erschien, kam er an einen mächtigen Steinblock, welchen zu heben ihm die genügende Kraft fehlte.

Nachdem er eine Zeitlang, aber vergeblich, den Stein zu heben versucht hatte, that Hasenfuß, was ihm als das Natürlichste erschien — er ging nach Hause und suchte den Beistand einiger seiner Verwandten

welche stärker als er waren. Wann aber hat ein Träumer je Gehör bei seinen Verwandten gefunden? Sie lachten ihn aus und sagten, seine Träume seien nichtige Einbildungen und er selbst möge den großen Stein aufheben oder ihretwegen liegen lassen wo er läge. Also ging Hasenfuß bekümmert zurück zu dem hohen Tannenbaum und setzte sich unter seinem Gezweige nieder, ohne zu wissen, was er weiter thun solle. Eines aber war jedenfalls klar, daß mit Stillsetzen nichts vollbracht wurde, und in der Erinnerung daran versuchte Hasenfuß wiederum seine Stärke. Aber Alles umsonst; der Stein schien so fest im Erdboden eingewurzelt zu sein, daß Hasenfuß meinte, es würde ein Duzend Männer nöthig sein, denselben zu bewegen.

Und so verstrich der Tag mit fruchtlosen Anstrengungen oder müßiger Verzweiflung, bis endlich, gerade als die Sonne die Gipfel der westlichen Berge berührte und die Nacht eilenden Schrittes herankam, Hasenfuß voller Wuth des Entschlusses von seinem Sitze aufsprang. Die Wolken hatten sich am Horizont gesammelt, und von fern her ließ sich ein dumpfes Donnergeroll hören.

„Jetzt oder nie!“ rief Hasenfuß und indem er mit äußerster Anspannung aller Nerven und Muskeln an dem ungeheuren Stein zerrte, gelang es ihm, denselben aus seinem Ruhepunkte zu rütteln und ihn seitwärts zu rollen.

Für einige Augenblicke sank der Knabe erschöpft nieder. Dann erhob er sich auf den Knien und in die Höhlung, aus welcher der große Stein entfernt worden war, blickend, sah er sich nach dem kostbaren Schlüssel um, welcher die Pforte der Glückseligkeit für seinen ganzen Stamm erschließen sollte. Aber man male sich seine Enttäuschung, als er nichts dort fand außer einem alten steinernen Beil, wie es die Jäger seines Stammes vor alter Zeit benutzt hatten. War das also die Frucht aller seiner Mühen? Sollten ihm seine Träume und seine Anstrengungen nichts weiter als eine veraltete Waffe eintragen?

In jener Nacht raste ein großes Gewitter und Hasenfuß lag wach in seinem Zelte daheim, auf den Donner horchend und die Regentropfen beobachtend, welche durch die Nächte der ihm als Schutzdecke dienenden Bisonhaut träufelten. Endlich aber ging das Gewitter vorüber, und der ermattete Knabe versank in einen tiefen Schlummer.

Und im Schlafe kam ihm die Erscheinung wieder. Wiederum befand er sich unter den hohen Klippen, und wiederum schwebte die Maid mit dem Stern auf ihrer Stirne hernieder auf den ausgebreiteten Schwingen des Goldadlers. Und als der Schatten dieser Schwingen auf Hasenfuß fiel, vernahm er die folgenden Worte:

„Schlag dein Beil an das Gestein,
Pforten lassen dann hinein;
Vorwärts schau — da geht's zum Licht,
Rückwärts-Blick den Zauber bricht.“

Bei Sonnenaufgang machte sich daher Hasenfuß mit dem Beil in der Hand auf den Weg nach dem Gebirge. Als er dort ankam, stand er eine kurze Weile, seine Waffe in der Hand wägend, still und wiederholte sich, was die Maid seines Traumes gesagt hatte. Er müsse gerade ausschlagen und nicht hinter sich blicken. Im nächsten Augenblick schwang er das Beil über den Kopf und schlug mit aller Kraft an die eisernen Klippen. Von dem Anprall bekam er einen stechenden Schmerz, der von den Händen bis in die Ellbogen drang. Aber was darauf folgte, setzte ihn so sehr in Staunen, daß ihm keine Zeit blieb, an den Schmerz zu denken. Eine weite Höhle öffnete sich vor ihm mit einem rumpelnden Geräusch. Drinnen war es stockfinster und die Höhle sah aus wie ein großer Nachen, bereit, den jungen Jäger zu verschlingen, falls er vorzudringen wagte. Aber Hasenfuß gedachte des Verses und schaute vorwärts, wartend auf das, was nächstens kommen werde, bis er plötzlich hinter sich ein Geräusch hörte ähnlich dem Kriegsgeschrei eines herandrängenden Heeres, als ob ein ganzer Kriegerstamm hinter ihm her wäre. Für einen Augenblick war er so überrascht, daß er, die erhaltene Warnung vergessend, sich erschrocken umsah, um die Ursache des Lärms zu ermitteln. In demselben Augenblick, als er sich umsah, schloß die Höhle sich wieder. Der Lärm war ein wesentloses Gebilde; es waren weder Krieger, noch sonst ein lebendes Wesen zu sehen; aber seine Furcht hatte den Zauber gebrochen und all seine Mühe war verloren. Die eisernen Klippen standen so fest, als ob ihre Fläche nie gebrochen worden wäre.

Als Hasenfuß in's Lager zurückkehrte, fragte man ihn, wo er gewesen, und er war zu wahrheitsliebend, ihnen etwas Anderes als die wirklichen Thatfachen seines Abenteuers zu erzählen. Aber die Leute sagten nur, es hätte ihm was geträumt, und gaben ihm den

Spignamen „Hasenfuß, der Nachtwandler,“ und von da an sah er sich dem Spotte ausgesetzt, welchen kein Knabe leicht ertragen kann.

Aber das größte Kummerniß für Hasenfuß war der Gedanke, daß er dem Erfolg so nahe gewesen und daß es ihm dennoch mißlungen war.

Die guten Träume, die uns kommen, pflegen uns jedoch um eines einzigen Fehlers willen nicht gänzlich zu verlassen. Und als einige Tage der Kummerniß und Selbstvorwürfe für Hasenfuß vorbei waren, träumte er denselben Traum wieder und diesmal hörte er die Worte:

„Schlag noch einmal am selben Orte;
Ruhm winkt an der Schmerzensepforte.“

So eilte er noch einmal nach dem Westgebirge und legte wieder einmal sein steinernes Beil an jene eisernen Klippen.

„Diesmal,“ sagte er zu sich, „soll mich kein Heeresgetrampel täuschen.“ Dann schlug er mit aller Kraft und wiederum öffnete sich die Höhle. Abermals kam das Getrampel und das Gelaufe eilender Füße und aus der Ferne dringendes Geschrei, aber Hasenfuß blickte sich nicht um. Nun fühlte er sich vorwärts in die Höhle geschleudert und es war ihm, wie wenn ein ganzes Heer über ihn weg marschirte; aber da war nichts zu sehen, und als er aufstand, fand er sich unverletzt. Immer weiter drang er in die Höhle hinein, und je weiter er kam, desto mehr erweiterte sich der Weg. Doch nun zeigte sich eine neue Gefahr; denn von den Seiten und dem Dache des Felsenpaltz begann Gestein herabzufallen. Einige kleinere Steine trafen ihn an die Beine und die Schultern; aber er sah doch nicht rückwärts. Da begannen große Blöcke zu fallen und Hasenfuß sagte sich, daß er mitten im Berge lebendig begraben werden würde. Endlich fiel ihm eine mächtige Felsmasse gerade vor die Füße, welche im Herabkommen an den Kieselwänden Funken schlug. Da verlor Hasenfuß völlig den Muth; er kehrte um und entfloß aus der Höhle in das Tageslicht. Dieselbe schloß sich abermals, die Klippen standen wieder kalt und grau wie zuvor da, und der arme Junge ging, mit Quetschwunden bedeckt und indem er sich selbst Vorwürfe über seine Feigheit machte, nach Hause.

„Es wäre besser gewesen, bei dem Versuch zu sterben,“ sagte er, „als zu fühlen, daß er mir aus Mangel an Muth mißlungen ist.“

Während dieser ganzen Zeit verschlimmerte sich der Zustand von

Hasenfußes Stamm. Tag für Tag kehrten die Jäger ohne Beute von der Jagd zurück, und die Weiber konnten nicht genug Wurzeln und Kräuter zur Nahrung für ihre Kinder austreiben. Die Sachlage noch zu verschlimmern, erfuhren sie, daß ihre Feinde ihre alten Jagdgründe verließen und nach Westen kämen. Tag für Tag erwartete der Stamm einen Einfall in sein Lager, welcher schwer abzuwehren wäre, da die Leute durch Krankheit und Hunger abgeschwächt waren.

Hasenfuß konnte den Anblick all dieser Leiden kaum ertragen; er pflegte im Lager umherzugehen, zu wünschen, daß er ein Mann wäre, damit er die Reihen der Feinde durchbrechen oder sonst eine Großthat zur Rettung seines Stammes verrichten könnte. Dann mochte er gern wissen, ob ihm die Maid seiner Träume je wieder erscheinen würde, und er pflegte sich nur noch nach einer Gelegenheit zum Gebrauch seines Zauberbeiles zu sehnen, um sich durch das dunkle Gebirge einen Weg in das Land des Ueberflusses zu öffnen.

Endlich trat ein, was er wünschte. Wiederum kam ihm die Traumerscheinung, und diesmal lauteten die Worte:

„Bloßen Arms den festen Muth behalten,
Schlage zu! und sieh den Berg sich spalten.“

Also lief Hasenfuß noch einmal mit dem Beil in der Hand nach dem Westgebirge und richtete das Werkzeug abermals gegen die Seite der grauen Klippen. Er war entschlossen, diesmal vorzudringen, selbst wenn es ihm das Leben kosten sollte.

Nun, es trug sich Alles zu wie zuvor — das rumpelnde Erdbeben, die eilenden Schritte, das Fallen des Gesteins — aber Hasenfuß achtete weder der Geräusche, noch der Quetschungen, sondern tauchte tapfer in die Finsterniß und tappte vorwärts durch die Felsenkluft, ohne einmal den Kopf zu wenden, um rückwärts zu blicken.

Es dünkte ihm, als wäre er seit einer Woche im Berge, und er mochte nun gerne wissen, wie lange er noch an diesem schrecklichen Orte werde tapfen und stolpern müssen ohne ein Zeichen oder einen Lichtstrahl, als er plötzlich nicht weiter konnte; da stand eine Steinwand — vielleicht das Ende seiner ganzen Hoffnung — nein, es war nur eine Bindung im Gange. Noch einen Augenblick und er war herumgekommen, und dann schien ihn etwas mit plötzlichem Schmerz an die Augen zu treffen. Aber was ihn da traf, war das Tageslicht, und als seine Augen sich von dem langen Aufenthalt im

Finstern erholt und wieder an die Tageshelle gewöhnt hatten, sah Hafensuß, daß der Berg hinter ihm und ein Land des Ueberflusses und Entzückens vor ihm lag. Rothwild strich heerdenweise auf der Ebene umher, mit Früchten beladene Bäume wiegten sich im Winde, Vögel sangen in den Büschen neben dem murmelnden Bach, und bunte Blumen wuchsen neben dem Grafe auf dem reichen Weideland, welches sich erstreckte, so weit das Auge reichte.

* * *

Nach zwei Tagen machten die feindlichen Stämme einen großen Einfall. Als sie aber den Lagerplatz erreichten, fanden sie jedes Zelt abgebrochen und den ganzen Platz verlassen. Der ganze Stamm war durch das Gebirge in das jenseits gelegene große, schöne und reiche Land gelangt.

So endet die seltsame Mär von dem steinernen Beil. Dir oder mir wird so was wahrscheinlich nicht vorkommen. Doch selbst in unserem Zeitalter und in jedem Lande giebt es Berge, welche durchbrochen werden müssen, ehe wir in das Land der Freiheit gelangen können, — Berge des Unrechts und des Irrthums, welche nur den Zauberwaffen Muth und Wahrheit weichen.

Indianische Anekdoten.

1.

Ein Fallenssteller und Jäger verkaufte einst einem Indianer eine Quantität Schießpulver und erklärte ihm, daß, wenn man dasselbe auf einem wohlbestellten Acker im Frühjahr säe, es aufginge wie jeder andere Samen. Der Indianer, der schon lange darüber nachgedacht hatte, woher die blaßgesichter eigentlich das Pulver nähmen, ließ sich diese Lehre nicht entgehen und streute also in der geeigneten Jahreszeit fein Pulver mit der gewissenhaftesten Vorsicht aus. Kein Tag verging, ohne daß er nach seiner Saat ausschaute, und erst nachdem ein halbes Jahr vergangen, ohne daß auch nur ein Keim, geschweige denn ein Pulverhalm zum Vorschein gekommen war, merkte er, daß ihn der Fallenssteller zum Besten gehalten hatte.

Im folgenden Winter begegnete er nun demselben und wußte

sich bei ihm derart einzuschmeicheln, daß ihm der Fallensteller einen Theil seines Speisevorraths abließ gegen das Versprechen, ihn innerhalb einer Woche dafür zu bezahlen. Doch es vergingen Wochen und Monate, ohne daß der Indianer seinen Verpflichtungen nachkam, und als ihn eines Tages der Fallensteller daran erinnerte, schüttelte die Nothhaut den Kopf und sprach: „Sobald mein Pulversamen aufgeht, werde ich meine Schuld bezahlen!“

2.

Der Indianer Sam Hibe war ein großer Lügner und zugleich auch ein leidenschaftlicher Apfelweintrinker, der das ganze Land bereiste, von Haus zu Haus ging und um einen Schluck von seinem Lieblingsgetränk bat. So kam er denn auch einstens in das Haus eines Bekannten und da er wußte, daß ihm derselbe keinen Apfelwein schenken würde, so erzählte er ihm, daß er am Morgen einen großen Hirsch geschossen habe und daß er ihm sagen wolle, wo das Thier läge, wenn er ihm einen halben Dollar gebe. Diese Forderung dünkte den Angeredeten anfangs zu groß; doch wurden sie endlich dahin einig, daß der Indianer einen halben Dollar und einen Krug voll Apfelwein erhalten sollte.

„Du kennst doch die lange, sumpfige Wiese am Ufer des nächsten Flusses?“ fragte der Indianer.

„Ja.“

„Du kennst doch auch den Platz, wo die große Ulme steht?“

„Ja.“

„Unter derselben liegt der Hirsch.“

Darauf entfernte sich der Indianer, und daß sein Gastgeber den Weg nach der bezeichneten Wiese vergeblich machte, braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden.

Nach einem Jahre sahen sich Beide wieder und der Betrogene ließ es natürlich nicht an Schimpfworten und Verwünschungen fehlen und bemerkte, er wäre schon mit den Indianern zufrieden, wenn dieselben doch wenigstens die halbe Wahrheit sagten.

„Du thust mir großes Unrecht,“ erwiderte Sam Hibe; „hast du nicht die Wiese gefunden?“

„Ja.“

„Hast du nicht die Ulne gesehen?“

„Ja.“

„Nun dann sei beruhigt, habe ich doch zwei Wahrheiten gegen eine Lüge gesagt!“

3.

Ein Missionär setzte einstens den Indianern die Vorzüge der christlichen Religion auseinander und erzählte ihnen, wie die durch Adams Apfelessen in die Welt gebrachte Sünde durch Christum wieder beseitigt worden sei.

„Was du uns da erzählst,“ sprach ein Häuptling, „ist recht schön. Es ist nicht gut, daß man die Äpfel isst; besser wäre es, man machte Apfelwein daraus. Wir danken dir sehr dafür, daß du so weit hergekommen bist und uns Geschichten erzählst, die dir von deiner Großmutter mitgetheilt worden sind.“

Darauf erzählte der Häuptling eine Legende von der Entstehung des Kornes, die aber dem Missionär so mißfiel, daß er die mürrische Bemerkung machte: „Was ich euch erzählt habe, ist die allerheiligste Wahrheit. Eure Geschichten sind aber nichts als dumme Fabeln!“

„Mein Bruder!“ erwiderte darauf der Häuptling, „es scheint mir, als wäre deine Erziehung schlimm vernachlässigt worden, denn du kennst noch nicht einmal die gewöhnlichsten Regeln der Höflichkeit. Wir haben alle deine Geschichten geglaubt; warum setzest du nun Zweifel in die unserigen?“



Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich erschienen
ferner:

Irländische Märchen.

Wiedererzählt

von

Karl Knorh.

Preis: 1 Mk. 60 Pf.

Amerikanische Lebensbilder.

Skizzen und Tagebuchblätter

von

Karl Knorh.

Preis: 2 Mark.

Inhaltsverzeichnis.

Skizzen aus Pennsylvanien: 1. Ein Original. 2. Ein Anti-Temperenzler. 3. Der Pfarrer und die Schweine. 4. Eine Importierte. 5. Der alte Jack. 6. Der Blattermann. — Die deutsche Einwanderung früher und jetzt. — Das deutsche Lied in Amerika. — Die Ansiedlung der Mappisten in Economy, Pennsylvanien I.—III. — Aus den Erinnerungen eines deutsch-amerikanischen Geistlichen: 1. Bei einem „Kollegen“. 2. Eine Leichenfeierlichkeit in Pennsylvanien. 3. Eine pastoral-theologische Zeit- und Streitfrage. 4. Mein alter Kirchendiener. 5. Professor Hocuspocus. 6. Auch ein Bräutigam. 7. Aberglaube in Pennsylvanien. 8. Eine Hochzeitsfeierlichkeit bei deutsch-französischen Amerikanern. — Die deutsche Turnerei in Amerika. — Entdeckung Amerika's durch die Isländer. — Die Deutschen in Amerika zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges. — Tagebuchblätter: 1. Ein Pionier des deutschen Schauspiels in Amerika. 2. Der auferstandene Theaterschneider. 3. Ein Stückchen Romantik. 4. Hamlet im Westen. 5. Ein guter Vorsatz. 6. Erinnerung an Henri Corbier. 7. Doktor Heil's Unheil. 8. Nistungen. 9. Eine Reise nach der Mammothhöhle in Kentucky. 10. Ein Generalslump. 11. Auch ein Pionier des Deutschthums. 12. Ein Renommist. 13. Aus stürmischer Zeit. 14. Ein Ueberfall im Sanctum. 15. Eine Bahlwette. 16. Ein Ueberfall durch die Temperenzweiber. 17. Wie ich amerikanischer Bürger ward. 18. Der alte Jakob. 19. Sonntagsfischer. 20. Edgar Allan Poe's Wohnung in Fordham. 21. Ein Abend bei Theodor Tilton. — Ursachen des Temperenzthums vieler Amerikaner. — Die Pioniere der deutschen Einwanderung.

F

